1,60 DM / Band 282
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

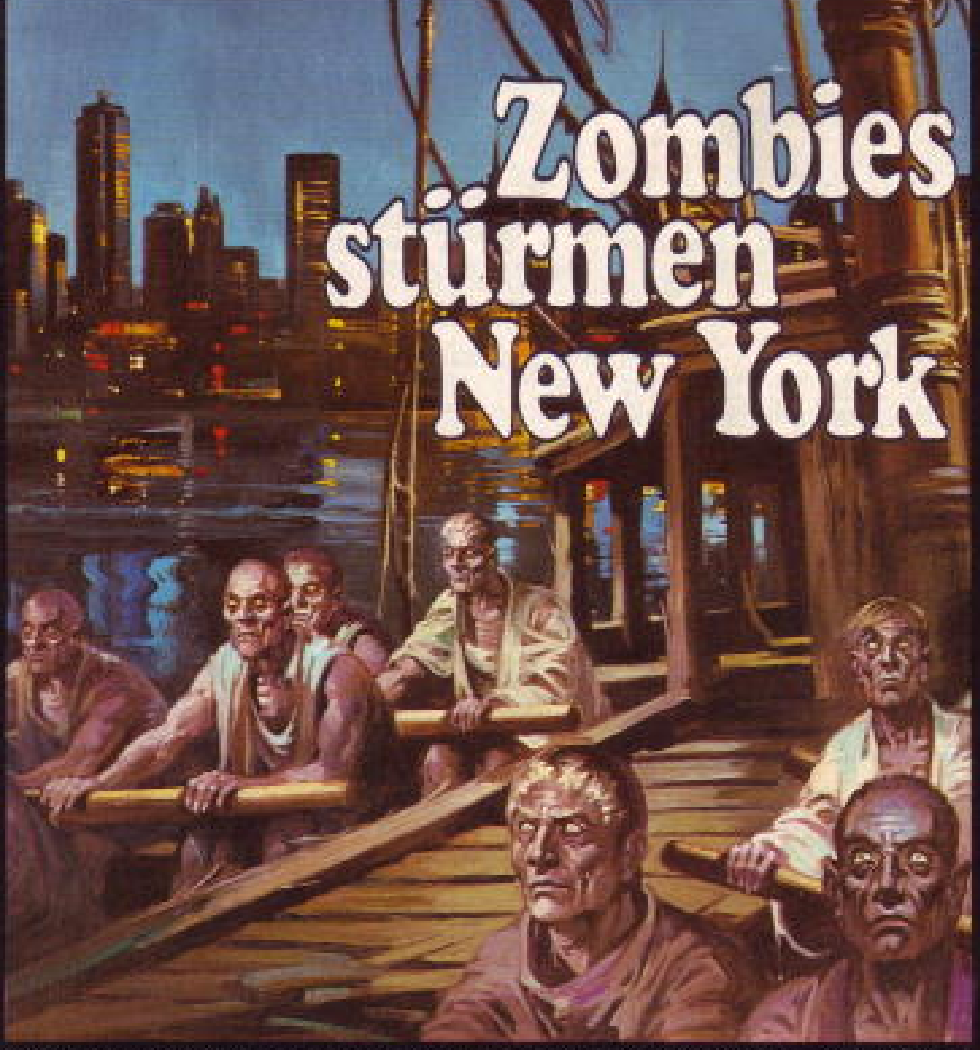
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Zombies stürmen New York

John Sinclair Nr. 282

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 29.11.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Zombies stürmen New York

Das Grauen näherte sich New York! Noch war es über 150 Meilen entfernt, aber jede Welle des grau wirkenden Atlantiks und jeder Ruderschlag brachten es näher. Es war ein altes Schiff, und es erinnerte an die Galeeren, die vor vielen Jahrhunderten, von Sträflingen gerudert, die Meere durchkreuzten. Plump und schwerfällig wirkend, dazu mit schlaff hängenden Segeln, stampfte es westwärts. Sträflinge waren es nicht, die an den Ruderstangen hockten und die breiten Holzblätter durch das Wasser zogen. Andere Gestalten sorgten dafür, daß die Galeere ihren Kurs beibehielt. Es waren Zombies…

Woher sie kamen, wußte wohl nur derjenige genau, dem sie gehorchen mußten. Und der stand auf Deck wie ein König. Eine hochgewachsene Gestalt, größer als ein Mensch, aber im Aussehen ähnlich.

Wer ihn aus der Ferne sah, entdeckte nur die weiße, manchmal ins Beige hineintendierende Farbe seines Körpers.

Besah man ihn allerdings aus der Nähe und schaute genau hin, so waren unter der Haut die grünen Knochen zu erkennen, die sich zu einem Skelett vereinigten.

Helle Haut und grüne Knochen.

Da gab es nur einen, der so aussah. Xorron!

Er war es in der Tat, und er befehligte auch die Galeere der Zombies.

Xorron nannte sich Herr der Zombies und Ghouls, er kommandierte das unendlich erscheinende Heer dieser Schreckensgestalten, und er war der einzige »Überlebende« der alten Mordliga. Nichts hatte ihn erschüttern können.

Seine untoten Sklaven ruderten. Er hatte sie aus dem Wasser geholt, ertrunkene Seeleute, die durch seine Magie erweckt worden waren und ihm nun zur Seite standen.

War die Mordliga auch zerstört worden, so hatte Xorron seine großen Pläne nicht aufgegeben. Und seine Helfer brauchten das gleiche wie er.

Menschen!

Sie mußten diesem unheilvollen Drang nachkommen, und Xorron hatte keine Veranlassung gesehen, sich diesem zu widersetzen. Sie sollten Menschenopfer bekommen. Er wollte für eine Invasion sorgen, wie sie ein Land noch nie erlebt hatte.

Um den Schrecken zu verbreiten, mußte er an einem zentralen Punkt beginnen. Er hatte sich einen Nerv ausgesucht, an dem er die Menschen empfindsam treffen konnte.

New York.

Die Stadt. Von ihr gingen die Impulse aus. Sie strahlte das ab, was andere Städte gern hätten. In ihr zuckte, brodelte und kochte es. Da lebten die Menschen inmitten einer Hölle aus Gewalt, Beton, Armut und Verbrechen. So jedenfalls die eine Seite.

Es gab auch das andere New York. Das der Künstler, der Kreativen, die jeden Sonnenstrahl feierten und New York zu einem Hexenkessel brodelnder Gefühle machten.

Wenn diese beiden Gegensätze zusammenstießen und durch die Zombies in Panik gerieten, hatte Xorron einen Teil seiner Aufgabe schon erfüllt.

Noch einen Grund gab es, in diese Stadt zurückzukehren. Hier war er wieder auferstanden. Tief unter dem Central Park hatte er verborgen gelegen, um schließlich von Dr. Tod erweckt zu werden. Der hatte

ihm damals die Chance gegeben, überhaupt wieder zu leben, und Xorron war ihm bis zu dessen Vernichtung dankbar gewesen.[1]

Während die Zombies die schwere Galeere durch die Fluten ruderten, stand Xorron am Bug des Schiffes. Er hatte sich dort wie ein helles Denkmal aufgebaut, den Blick nach Westen gerichtet, seinem Ziel zu, das New York hieß.

Noch sah er nichts. Nur der graue Atlantik wogte um ihn herum. Hin und wieder entdeckte er ein Flugzeug, das seine Bahn am blauen Himmel zog.

Es war heiß. In den Städten kochte und dampfte es. Davon merkte Xorron nichts. Bei ihm spielten weder Wärme noch Kälte eine Rolle.

Xorron war gegen so etwas unempfindlich.

Am Horizont sah er auch ein Schiff. Es fuhr schneller, als die Galeere, und schon bald waren die Umrisse des Dampfers vom Horizont verschluckt worden.

Das Meer lag wieder frei vor ihm.

Xorron wandte sich ab. Hin und wieder inspizierte er sein Schiff und die Rudersklaven.

Es war keine besonders große Galeere, die Xorron da befehligte, sondern eine ganz normale. Zwei Decks besaß sie, und die waren mit Zombies gefüllt.

Xorron drehte sich um den Hauptmast herum und stieg in das untere Deck, wo die erste Lage Zombies an den Ruderstangen hockte.

Das Holz ächzte und stöhnte unter den schweren Tritten des Wesens, als er sich in das Halbdunkel begab.

Ein Mensch wäre vor Grauen zurückgeschreckt.

Es waren ja nicht nur die bleichen Gestalten mit den mageren, manchmal halb verwesten Körpern, die stumpfsinnig ihrer Tätigkeit nachgingen und nie ermüdeten, sondern auch der bissige, drückende Verwesungsgestank, der das untere Deck schwängerte und wegen der schlechten Lüftung sich dort auch festsetzte.

Xorron machte so etwas nichts aus. Er hatte sich längst an seine Helfer gewöhnt. Zudem war er auch nicht anders, und er glaubte fest daran, daß es ihm diesmal gelingen würde, eine Stadt zu erobern.

Er hatte es während seiner Aufweckung ebenfalls versucht, es war ihm nicht gelungen, weil es da einen Mann namens John Sinclair gab, der ihm einen Riegel vorsetzte.

Xorron mußte sich bücken, sonst wäre er mit seinem Schädel unter der Decke entlang geschabt. Er inspizierte seine »Leute«. Hier und da trat er gegen ein Bein, das ihm im Wege stand, oder er schob einen Arm zur Seite, der von irgendeiner Seite der Ruderbank herabhing.

Jeder sah irgendwie anders aus. Viele litten auch unter Verletzungen.

Ein einäugiger Pirat war ebenso vertreten wie ein Kapitän, von dessen Uniform nur noch Fetzen übriggeblieben waren.

Insgesamt eine schauerliche Mannschaft, die lebte, obwohl sie eigentlich hätte tot sein müssen.

Sie schwiegen. Nicht einmal ein Grunzen drang aus ihren Mäulern, und die blicklosen Augen, stumpf wie alte Messer, sahen den nicht, der durch den Mittelgang schritt, wobei er mal nach rechts, dann wieder nach links schaute.

Xorron kontrollierte und hörte die typischen Geräusche des Ruderns. Es war das Stöhnen des Holzes, das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand, und selbst die Geräuschkulisse der Takelage drang bis zu ihm ins Unterdeck.

Die Zombies ruderten!

Sie würden immer rudern, solange Xorron es wollte. Rudern oder töten, ihnen war es egal. Die Galeere sollte die Stadt erreichen, aus der Xorron einmal gekommen war.

Er schaute auf die gebeugten Rücken. Im Takt bewegten sie sich einmal vor, dann wieder zurück. Ein immerwährender Gleichklang, der nie unterbrochen wurde.

Zombies waren die besten Rudersklaven. Sie brauchten weder Essen noch Trinken, auch eine Pause hatten sie nicht nötig. Stumpfsinnig taten sie ihre Arbeit und ruderten weiter ihrem Ziel entgegen, das Xorron für sie ausgesucht hatte.

Am Heck des Schiffes drehte er sich um und ging den Weg wieder zurück, den er gekommen war. Seine mächtigen Arme pendelten rechts und links seines Körpers herab. In dem glatten Gesicht rührte sich nichts. Die Augen waren kaum zu erkennen. Nur schmale Spalte.

Ebenso wie die Nase und der Mund.

Wenn er ihn jedoch öffnete, präsentierte er eine Reihe von Zähnen, die spitzen Stahlstiften glichen. Mit ihnen konnte er die Beute reißen, und niemand hatte eine Chance gegen ihn.

Xorron galt als unbesiegbar!

Bis jetzt jedenfalls hatte es niemand geschafft, eine Waffe gegen ihn einzusetzen, die Xorrons Existenz zerstört hätte, obwohl es oft genug versucht worden war. Selbst der Geisterjäger John Sinclair hatte es mit seinem Kreuz nicht geschafft, Xorron zu Boden zu zwingen. Er wußte selbst nicht genau, aus welchem Material er bestand, sein Ursprung war im Dunkel der Geschichte verschwunden, obwohl es jemand gab, der seine schützende Hand über ihn hielt.

Es war eine weibliche Person. Gefährlich und grausam. Sie besaß auch einen Namen.

Pandora!

Diese mythologische Gestalt hatte unmittelbar mit Xorron zu tun. Was es im einzelnen war, darüber wußte selbst Xorron nicht Bescheid, aber in seiner Gestalt kreuzen sich zwei Mythologien oder zwei Magien.

Eine fernöstliche und eine griechische!

Xorron betrat das Oberdeck. Wieder bogen sich die Stufen unter seinem Gewicht durch, und die unheimliche Gestalt verließ die stinkende und schwüle Ruderkammer des unteren Decks.

Er stemmte sich gegen den Wind, der warm aus Südosten blies und die Segel jetzt stärker gefüllt hatte, als noch vor einer Stunde. Die Galeere hatte mehr Fahrt aufgenommen. Wahrscheinlich hätten die Zombies überhaupt nicht mehr zu rudern brauchen, doch solange sie keinen Befehl bekamen, damit zu stoppen, würden sie weitermachen.

Xorron schritt über Deck. Seine Augen öffneten sich dabei ein wenig.

Kleine, rötlich schimmernde Punkte waren zu erkennen. Durch sie nahm er auch das Schiff wahr, das sich der Galeere näherte.

Es war kein großes Boot, sondern ziemlich begrenzt. In seinen Ausmaßen erinnerte es an einen Fischkutter, der schwerfällig durch die lange Dünung stampfte, ein wenig beigedreht hatte und sich der Galeere näherte.

Längst hatte man auf dem Boot die Galeere entdeckt und sich bestimmt Gedanken gemacht.

Xorron, der in Deckung des Hauptmastes stand, ließ seinen Blick nicht von dem sich nähernden Kahn. Er war sicher, daß dessen Besatzung sich die Galeere ansehen wollte, ja, ansehen mußte, denn solch ein Schiff gab es eigentlich nicht mehr. Seit einigen hundert Jahren fuhren keine Galeeren mehr. Wenn jetzt eine auftauchte, erweckte sie natürlich die Neugierde anderer Schiffsbesatzungen.

Xorron ließ das Boot kommen.

Im schrägen Winkel lief es auf die Galeere zu, und es würde nicht mehr lange dauern, bis beide Schiffe zusammentrafen. Dann war die Besatzung des anderen Kahns sicherlich bereit, an Bord der Galeere zu gehen. Sie würde ihr blaues Wunder erleben.

Xorron konnte noch einige Sklaven gebrauchen…

Es gehörte zu den spezifischen Eigenschaften der Zombies, daß diejenigen, die von ihnen getötet wurden, nicht tot waren, sondern wieder auferstanden und als lebende Leichen weiterhin existierten.

Zunächst einmal gab der Kapitän des Fischtrawlers Blinksignale.

Wahrscheinlich hatte er es schon mit Funk versucht. Weder Radar noch Funk befanden sich an Bord der Galeere. Dieses Schiff wurde vom Peilstrahl der Hölle geleitet.

Der Trawler tanzte und schaukelte auf den Wellen. Mal ritt er auf einem Kamm, dann glitt er wieder hinunter in ein Wellental, um einen Augenblick später in die Höhe getrieben zu werden. Ein ewiges Wechselspiel, aber er behielt den Kurs bei.

Die Galeere war ein Ziel.

Xorron konnte den Trawler jetzt besser erkennen. Er sah auch die Besatzung.

Die Männer hatten sich an Deck versammelt und starrten auf die Galeere, die nicht durch Technik bewegt wurde, sondern allein durch Kraft.

Zombies ruderten…

Aber das wußte niemand von der Besatzung des Trawlers. Für sie war das Schiff zwar ein Anachronismus, aber wohl niemand rechnete damit, wer es steuerte.

Die Wellen trugen den Trawler näher. Xorron machte bereits Einzelheiten aus. Die Männer standen an der Reling und nicht am Steuerstand.

Sechs zählte Xorron.

Wieder neue Opfer.

Aus seinem Maul drang ein gefährliches Knurren, und irgendwie begriff er, daß er jetzt handeln und den anderen die Chance geben mußte, an Bord zu kommen.

Xorron gab einen Befehl an seine Diener.

Er sagte dabei kein Wort, sondern gab einen geistigen Befehl, der von allen Zombies gehört wurde.

Wie auf Kommando hörten sie mit ihrer stumpfsinnigen Tätigkeit auf und zogen die Ruder ein.

Die Galeere trieb weiter.

Wellen hoben sich hoch, drückten sie wieder nieder, und sie wurde zu einem Spielball des Meeres, als sie jetzt in Richtung des Fischtrawlers trieb, dessen Kapitän das Zusammentreffen ausgezeichnet berechnet hatte.

Der Trawler wurde größer. Xorron konnte erkennen, daß die Menschen miteinander diskutierten. Die Besatzung nebst Kapitän war ziemlich durcheinander. Da wußte wohl keiner so recht, wie er die Galeere einstufen sollte.

Kommandos schallten über das Wasser. Sie galten der »Besatzung« der Galeere, doch da war niemand, der eine Antwort hätte geben können.

Die Zombies blieben ruhig und warteten ab.

Auch Xorron…

Stimmen wehten Xorron entgegen. Er vernahm die Worte und fand heraus, daß die Fischer des Trawlers überhaupt nicht wußten, woran sie waren. Für sie war das Auftauchen der Galeere ein Rätsel, und sie wußten auch nicht genau, ob sie das Schiff kapern sollten.

Einige waren dafür, andere dagegen.

Man sprach von einem Geisterschiff. Jemand bekreuzigte sich sogar, und der Kapitän war es schließlich, der ein Prisenkommando von drei Leuten zusammenstellte, das an Bord der Galeere gehen sollte. Die Zurückgebliebenen versorgten sich mit Hieb- und Stichwaffen. Dafür hatte Xorron nur ein müdes Grinsen übrig. Mit Pistolenkugeln war er

nicht zu töten. Allerdings seine Diener, aber nur dann, wenn es den Bleigeschossen gelang, ihnen den Schädel direkt zu zerstören.

Der Fischkutter war noch mit großen Enterhaken ausgerüstet, wie man sie von früher her kannte. Diese Haken wurden auf das andere Schiff geworfen und fanden irgendwo Halt.

Das Meer war zum Glück ruhig, so konnte dieses Manöver leicht durchgeführt werden. Manchmal kamen sich die Schiffsrümpfe sehr nahe, und sie rieben auch gegeneinander, was stets ein dröhnendes Geräusch ergab.

Aus drei Leuten bestand das Prisenkommando. Die Männer warteten ab, bis die Schiffe wieder dicht nebeneinander lagen, dann enterten sie den gegnerischen Pott.

Sie schafften es beim erstenmal.

Mit geschmeidigen Bewegungen überbrückten sie die Distanz, gingen an Bord und schauten sich um.

Xorron beobachtete die drei Fischer aus seiner Deckung. Es waren kräftige Matrosen. Bestimmt hatten sie sich schon durch zahlreiche Hafenkneipen geschlagen und dem Teufel ins Gesicht gespuckt, aber als sie auf dem Deck der Galeere standen, erschien ihnen dieser Kahn nicht geheuer.

Die drei blieben dicht zusammen und schauten sich ängstlich um. Dabei hoben sie ihre Schultern, als würden sie frieren, denn sie schienen zu merken, daß auf diesem Schiff so einiges nicht stimmte. Noch sahen sie keinen untoten Rudersklaven, auch Xorron ließ sich nicht blicken, aber die Atmosphäre war vergiftet.

Magisch vergiftet.

Xorron lauerte.

Er sah, daß sich derjenige bekreuzigte, der es schon einmal getan hatte.

Der Matrose drehte sich dabei um und warf einen Blick auf den Trawler zurück.

»Was sollen wir machen, Kapitän?« schrie er.

»Durchsuchen!«

»Aye, aye…«

Die Männer besprachen kurz ihren Plan. Sie steckten ihre Köpfe zusammen. Bleich waren ihre Gesichter. Keiner fühlte sich wohl. Die Planken der Galeere glichen einem Vulkan, der jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Xorron wartete noch zwei Sekunden. Dann löste er sich aus seiner Deckung und trat vor…

***

Wir hingen gefangen in einem Netz!

Dieses Netz befand sich weit über dem Boden, so daß an eine

Befreiung vorerst nicht zu denken war. Suko und ich mußten abwarten. Beide schauten wir nach unten in die von einem grünlich blauen Licht erleuchtete Halle und sahen die Hand, die nach der wertvollen Ahnentafel griff und sie an sich nahm.

»Verdammt«, preßte Suko hervor. »Alles umsonst.«

Ich gab ihm keine Antwort. Mein Freund hatte jedoch recht. Ob nun alles so umsonst gewesen war, konnte ich mit Sicherheit nicht behaupten, aber es sah schon verflixt mies aus, denn unsere Gegner hatten es geschafft, uns zu überlisten.

Wer waren sie?

Da stand an erster Stelle Shimada, die lebende Legende. Der Dämon mit den erbarmungslosen blauen Augen, als Ninja-Kämpfer mehr berüchtigt als berühmt.

Um ihn drehte sich alles. Begonnen hatte der Fall mit einem Mord an einem Peep-Show-Mädchen. [2]

Während einer Vorführung hatte sie wahrscheinlich der Killerblick des Shimada getroffen und sie getötet. Als Leiche war sie kaum noch zu identifizieren gewesen. Ihr Tod mußte schrecklich gewesen sein.

Man holte uns. Wir stellten Nachforschungen an und fanden heraus, daß das tote Mädchen namens Sayana eine Ahnentafel besaß, die es in seiner Wohnung aufbewahrte. Wir nahmen diese Tafel an uns, fuhren zurück ins Büro und fanden dort Shao vor, die durch Amaterasu, die Sonnengöttin, eine Warnung erhalten hatte.

Diese Warnung galt Shimada, der lebenden Legende.

Durch Shao erfuhren wir, daß er seine Rückkehr vorbereitete und die Herrschaft über Untote bekommen wollte. Er wollte sie aus den Gräbern holen und mit ihnen ein Regiment des Schreckens errichten. Ein ähnlicher Plan, den Xorron auch durchführen wollte, und ich glaubte daran, daß sich die beiden unter Umständen ins Gehege kommen würden. Shimada kam nicht erst, er war schon da, das hatten auch wir zu spüren bekommen, als wir zwei seiner Diener, gefährliche Ninjas, erledigten. Und Ninjas waren es auch, die uns in dem großen Vergnügungszentrum »Harakiri« töten wollten. Wir waren ihnen entkommen und schließlich im Keller dieses gewaltigen Zentrums gelandet, wo es aussah wie in einem unheimlichen, fernen Land.

Ein seltsames Licht erfüllte den Keller, und es überstrahlte auch die vier mannshohen Särge, die auf einer Art Bühne standen. Wir hatten uns die Steinsärge genauer angesehen und auch Namen gefunden, die ebenfalls auf der Rückseite der Ahnentafel zu lesen waren.

Da gab es also eine Verbindung.

Welche, das konnten wir nicht mehr feststellen, denn ein Netz fiel plötzlich von der Decke. Es war so groß, daß es uns beide umfangen konnte. Blitzschnell wurde es zugezogen, so daß Suko und ich darin zappelten wie die Fische.

Als unsere Gegner es in die Höhe zogen, verengte es sich an seinem oberen Teil. Wir waren nicht mehr in der Lage, aus dem Netz zu klettern.

Auch die Maschen waren sehr fest. Suko und ich hatten bereits versucht, sie durchzureißen, aber die Mühe war vergeblich gewesen.

Noch hatten wir andere Waffen, aber wir wollten noch warten, um zu sehen, wie das Spiel weiterging, zudem ist es nicht gerade ein Vergnügen, tief zu fallen. Wir hätten uns wer weiß was brechen können.

Die Tafel, unser wertvollstes Stück in diesem Fall, war verschwunden.

Wir wußten nicht einmal, wer sie an sich genommen hatte, denn er war wieder zurück in das Dunkel getaucht.

So warteten wir ab, denn irgend etwas mußte geschehen, dessen waren wir uns sicher.

Und es geschah auch etwas.

Eine Stimme klang auf. Den Sprecher konnten wir nicht sehen, wußten aber, um wen es sich handelte, denn die Stimme war uns nicht unbekannt. Sie gehörte Lou Tanaka, dem Chef des »Harakiri«, einem Mann, der voll auf Shimadas Seite stand.

Wie auch die anderen Besucher, die wir in der Theaterhalle gesehen hatten und die dem Schauspiel zuschauten, das vor ihnen auf einer Bühne abrollte.

Tanaka sprach uns an. »Habe ich euch nicht gesagt, daß ihr keine Chance habt?«

Suko und ich schauten uns an. Ich sah das Gesicht meines Partners dicht vor mir. Er hob dabei die Schultern. Eine Geste, die ich gut verstehen konnte.

»Hat es euch die Sprache verschlagen?« höhnte Tanaka.

»Nein!« rief ich zurück. Meine Stimme hallte durch die große Halle. »Ich frage mich nur, wie weit Sie noch gehen wollen.«

»Shimada hat mir alles erlaubt. Bisher hat es keine Schwierigkeiten gegeben, und ich werde das hervorholen, was in den Särgen liegt. Diese vier Särge und die Ahnentafel gehören zusammen. Sie bilden eine Verbindung, die getrennt worden war und nun aktiviert wird. Ihr könnt zuschauen, bevor euch der Tod erwischt.«

Ja, wir hatten einen Logenplatz. Noch immer sahen wir Tanaka nicht, so sehr wir uns auch anstrengten und die Köpfe drehten. Er hatte sich weit zurückgezogen.

Dann hörten wir ihn wieder.

Diesmal jedoch redete er uns nicht an, sondern sprach die nächsten Sätze auf japanisch Wir verstanden nichts, konnten nur dem Klang der Worte lauschen und merkten allerdings, daß sie einen geheimnisvollen Inhalt besaßen. Das waren keine normalen Worte oder Sätze, die da

durch die Halle schwangen, sondern unheimliche Laute. Sie schienen die Wände und die Särge streicheln zu wollen, vielleicht waren sie auch für diese bestimmt, denn als Tanaka eine Pause einlegte, vernahmen wir unter uns das Knirschen.

Suko und ich hatten uns in dem leicht schwankenden und zitternden Netz hingehockt. Die Oberkörper waren vorn übergebeugt, mit den Fingern fanden wir Halt in den Maschen. Irgendwie konnten wir uns mit Fliegen vergleichen, die sich im fein gesponnenen Netz einer Spinne verfangen hatten.

»Die Sargdeckel bewegen sich!« hauchte Suko.

Mein Freund hatte recht. Nun stellten wir auch fest, was das Knirschen zu bedeuten hatte. Als wären da unsichtbare Hände, die gegen die Deckel drückten, so wurden sie nach vorn geschoben, um das aus den Särgen entlassen zu können, was in ihnen lag.

War es Shimada?

Nein, der konnte es nicht sein, denn er war bereits zurückgekehrt. Etwas anderes mußte in den Särgen verborgen sein, und wir waren gespannt, was sich da hervorschälte.

Vier Särge standen zur Verfügung. Und jeder Sargdeckel kratzte über das Unterteil, wurden wegbewegt, so daß der Inhalt die makabren Ruhestätten verlassen konnte.

Und er kam.

Aus allen vier Särgen gleichzeitig stieg das, was zu Shimada gehörte und uns so tief entsetzte…

***

Drei Schritte mußte Xorron gehen, bevor er von den Männern gesehen wurde. Die drei erstarrten!

Sie schienen innerhalb einer Sekunde zu Stein zu werden, denn was sie sahen, konnten sie einfach nicht begreifen. Noch hatten sie keine der lebenden Leichen zu Gesicht bekommen, aber sich plötzlich einem Monstrum wie Xorron gegenüberzusehen, war schon schrecklich genug.

Diese weißliche Gestalt, mit dem grünlich schimmernden Knochenskelett unter der fast unzerstörbaren Haut, hatte auch diese drei harten Seeleute voll geschockt.

Xorron sagte nichts. Er ging auf sie zu, hob seinen Arm, und die Zombies verstanden das Zeichen.

Bisher hatten sie sich nicht nur akustisch ruhig verhalten, sie waren auch unter den breiten Ruderbänken verschwunden, damit sie nicht sofort gesehen werden konnten.

Nun aber zeigten sie sich.

War der Anblick von Xorron schon schlimm genug und hatte die Männer hart getroffen, so wurden sie jetzt noch mehr geschockt, denn

man konfrontierte sie mit dem schlimmsten, was es wohl geben konnte. Mit lebenden Leichen!

Für sie wurden Alpträume wahr. Vielleicht hatten sie mal im Kinoeinen Film über lebende Tote gesehen und den Schauer auf dem Rücken gespürt, aber daß es sie in Wirklichkeit geben sollte, damit hatten sie wohl nicht gerechnet.

Die Zombies sahen aus wie in den Horror-Filmen. Manche sogar noch schlimmer, und sie standen wie schwankende Puppen, wobei es ihnen nicht immer gelang, die Dünung auszugleichen, denn einige von ihnen fielen wieder zurück, um sich sofort zu erheben und auf ihre menschlichen Opfer zuzugehen.

Einer der drei Matrosen fing an zu lachen. Es hörte sich schaurig an, er bewegte dabei seinen Kopf im Rhythmus des Gelächters und wurde vom Mutterschiff aus angeschrieen.

»He, was ist da los?«

»Zombies!« kreischte ein zweiter. »Hier stecken Zombies!«

Der dritte zog ein Messer. Er hatte es bisher unter seiner Jacke verborgen gehabt. Die Klinge war sehr lang, dazu gefährlich scharf, denn mit diesen Schneiden teilte er auch schuppige Fische. Er ging einen Schritt zur Seite, drehte sich, die Klinge machte diese blitzende Bewegung mit und zerschnitt den Arm eines Zombies in Höhe des Ellbogens.

Kein Blut drang aus der Wunde. Der Mann mit dem Messer zuckte zurück.

Ungläubig weiteten sich seine Augen. Der Zombie grinste ihn an. Er hatte ein gelbliches Gesicht, in dem das linke Auge allmählich auslief.

Da schlug Xorron zu. Der Mann mit dem Messer hatte sich zu nahe an ihn herangewagt. Die gewaltige Faust des Monstrums kam von oben nach unten, und sie traf mit einer schier erbarmungslosen Härte den ungeschützten Kopf.

Als der Matrose auf den Schiffsplanken zusammenbrach, war er schon tot.

Seine beiden Kameraden hatten dies ebenfalls mitbekommen. Sie konnten den brutalen Mord nicht fassen und zitterten vor Angst. Auch auf dem Mutterschiff hatte man bemerkt, welch grausiges Geschehen da abgelaufen war, und dort sah man auch, daß sich zahlreiche Untote von ihren Ruderbänken erhoben, um sich auf die beiden letzten Opfer zu stürzen.

»Kommt rüber!« schrie der Kapitän.

Sie hörten nicht. Als sie sich dann drehen wollten, war es für sie zu spät.

Zombies können nicht springen oder sich kräftig abstoßen. Diese hier ließen sich kurzerhand fallen. Und sie waren nahe genug an die beiden Opfer herangekommen, um sie unter sich zu begraben.

Die Leiber bildeten ein schlagendes, zuckendes Knäuel, auf das Xorron mit glanzlosen Augen starrte. In seinem glatten Gesicht regte sich nichts.

Er drehte nur kurz den Kopf, als ein Schatten dicht vor der Bordwand der Galeere erschien.

Es war der Fischtrawler, den eine Welle herangetragen hatte, so daß sich die beiden Bordwände berührten.

Da sprang Xorron.

Und er schaffte diesen gewaltigen Satz. Sein schwerer Körper dröhnte auf die Planken des anderen Schiffes. Drei Gegner hatte er vor sich. Den Kapitän und zwei Matrosen.

Für Xorron eine Kleinigkeit.

Der Kapitän wollte es trotzdem versuchen. Er war als einziger bewaffnet und riß auch seinen Revolver hervor, während Xorron auf ihn zuhechtete.

»Aus dem Weg!« brüllte der Mann, schüttelte den Kopf und feuerte.

Der Revolver dröhnte zweimal. Den Flug der Geschosse konnte der Mann nicht verfolgen, er sah auch nicht die Einschläge, aber dieser weißhäutige Unhold mit den grünlich schimmernden Knochen als Skelett war getroffen worden.

Nur taten ihm die Kugeln nichts. Sie prallten ab, als wären sie gegen eine Wand geschlagen, und der Kapitän des Fischtrawlers begriff erst jetzt, daß er hier Wesen gegenüberstand, die er nicht so einfach töten konnte.

Mit einem Tritt zerhämmerte Xorron ein im Weg stehendes Faß. Seine Arme schlugen wie lange Pendel hin und her, das häßliche Gesicht blieb flach und ohne Regung.

Der Kapitän konnte an Xorron vorbeischauen und sah seine beiden Matrosen, denen der Schock in den Gesichtern stand. Sie hatten erlebt, wie unverwundbar das Monstrum war. Es hatte sogar den Geschossen getrotzt, aber sie wollten es trotzdem noch versuchen. Sie nickten sich zu und sprangen Xorron an.

Ihre Arme schlangen sie um die Haut des Monstrums und stellten fest, daß sich diese weder kalt noch warm anfühlte. Sie schien überhaupt keine Temperatur zu besitzen.

Einer der Männer stach mit einem Messer zu. Die Spitze der Klinge hatte kaum die Haut berührt, als sie schräg nach unten wegrutschte, schnell wurde, über den halben Rücken glitt und dennoch ein Ziel fand. Es war der Oberschenkel des Matrosen.

Der Mann begann zu schreien. Er ließ Xorron los und fiel auf die Planken.

Sein Kamerad wurde von Xorron mit einer lässigen Bewegung abgeschüttelt, wobei er ebenfalls zu Boden krachte und sich überschlug.

Der Verletzte hielt sich sein Bein. Er schrie, während der Kapitän das alles hatte mit ansehen müssen und den Kopf schüttelte.

»Flieht!« brüllte er plötzlich. »Springt ins Wasser! Ihr seid sonst verloren…«

»Das sind wir so oder so«, erwiderte der Verletzte kreischend und zog sich an der Bordwand hoch.

In diesem Augenblick wurde das Schiff wieder auf die Galeere zugetrieben, und die Bordwände gerieten sehr dicht nebeneinander. Das nutzten die anderen Zombies aus.

Von der Galeere her ließen sie sich nach vorn fallen. Ihre Körper kippten über. Einige schafften es nicht, Sie verschwanden in dem breiten Spalt zwischen den Bordwänden und tauchten unter.

Leider gab es genug, die trotzdem den Trawler enterten. Für sie war der verletzte Matrose eine leichte Beute. Der Mann hatte seine Augen weit aufgerissen. Unter den schrecklichen Gestalten erkannte er auch seine ehemaligen Kameraden, die als Tote zurückgekehrt waren.

Dieser Anblick war so schlimm für den Mann, daß er fast den Verstand verlor.

Sein gellendes Schreien hallte über das Deck und verlor sich in der Weite des Atlantiks.

Im nächsten Augenblick brach die Woge der Zombies über ihn zusammen »Flieh!«

Noch einmal gellte die Stimme des Kapitäns auf. Er meinte damit sein letztes Besatzungsmitglied. »Schwimm weg! Lieber ertrinken, als den Bestien in die Hände zu fallen.«

Der Matrose schluckte. Er schaute sich um. Sein Blick wieselte über das Schiff, und er fragte sich, was er tun sollte.

Von hinten wurde er angefallen. Zu lange hatte er gezögert.

Schwammige Pranken umklammerten seine Beine, zogen daran, so daß der Matrose nach vorn kippte.

Mit dem Gesicht zuerst schlug er auf. Er hatte sich nicht mehr fangen können, und die Untoten nutzten ihre große Chance..

Sie stürzten sich auf ihn.

Die Schreie des Mannes erstickten, als sich kalte Totenklauen um seinen Hals preßten und auf die Lippen legten. Er drückte sich noch einmal hoch, doch er bekam diese Bestien nicht mehr von seinem Körper herunter. Was sie einmal gepackt hielten, das ließen sie auch nicht mehr los. Da waren sie eisern.

Dies alles hatte der Kapitän mit ansehen müssen. Nach den Schüssen war er zurückgewankt und in die Nähe des Ruderhauses gelangt. Die Antenne auf dem Dach blitzte, und der Kapitän nahm dieses Blitzen war.

Es brachte ihn auf eine Idee.

Helfen konnte er sich wahrscheinlich nicht mehr. Diesen Unholden

zu entkommen, war unmöglich. Aber er wollte die anderen Menschen warnen. Es fuhren schließlich noch mehr Schiffe, und wenn Kollegen oder Kameraden von ihm diesen Wesen in die Quere gerieten, war alles verloren. Deshalb wollte er die anderen warnen.

Den Weg zum Steuerstand kannte er im Schlaf. Der Kapitän tauchte in das Ruderhaus ein, das mit modernen Geräten ausgerüstet war. Die Funkanlage befand sich an der rechten Seite, während man nach vorn hin, also zum Bug, einen prächtigen Blick durch die großen Scheiben hatte.

Er sah sie dort…

Es waren Zombies, die durch die Scheiben starrten und denen es gelungen war, die Brücke zu erklettern. Breite Gesichter. Manche gelblich schimmernd, andere grünlich oder von einer grauen Farbe. Auch Hände drückten gegen das Glas. Sie waren gespreizt, und dazwischen schimmerte das Gesicht des jeweiligen Zombies.

Der Kapitän wollte einen Hilferuf absetzen. Irgend jemand mußte sich in der Nähe befinden. Es war dem Kapitän auch egal, was sie von ihm dachten, wenn er die Wahrheit funkte, denn wer von den anderen Seeleuten glaubte schon an lebende Tote.

Der Kapitän begann damit, seine Meldung in den Äther zu brüllen.

Und dann brach die Scheibe. Ausgerechnet einer seiner Matrosen — als Zombie zurückgekehrt — war daran stark beteiligt. Er fiel mit den Scherben in das Innere des Ruderstandes, und andere folgten ihm.

Der Kapitän zuckte hoch. Das Grauen hatte ihn übermannt. Die Woge aus schrecklichen Leibern stürzte auf ihn zu. Dabei räumten die Zombies zur Seite, was ihnen im Weg stand.

Erwischt wurde der Kapitän aber von einem anderen.

Von Xorron!

Dieses Monstrum stand außerhalb des Ruderhauses, holte aus und drosch zu.

Er besaß die Kräfte der Hölle, und die setzte er auch ein. Die Faust durchbrach das Holz und die Verkleidung des Ruderhauses und setzte den Treffer optimal an.

Der Kapitän hörte neben sich das gewaltige Krachen. Er zuckte herum, als ihm schon die Holzteile entgegenflogen und die Faust ihn erwischte.

Es war ein Treffer, wie er ihn noch nie gespürt hatte. Quer durch das Ruderhaus wurde er geschleudert, drehte sich dabei und hatte das Gefühl, als wäre sein Kopf auf das Dreifache angewachsen. Aber er konnte nichts mehr sehen, alles verschwamm vor seinen Augen, bis er plötzlich Widerstand auf seinen Schultern spürte.

Totenfinger!

Da wußte er, daß ihn die Zombies hatten. Durch den Treffer war er genau in ihre Arme geschleudert worden.

Und so eine Beute ließen sich diese grausamen Wesen nicht mehr entgehen…

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis Ruhe auf dem Trawler herrschte.

Aber es war eine trügerische Ruhe. Die Stille des Todes lag über den Planken, nur das Klatschen der Wellen war weiterhin zu vernehmen.

Nur noch einer stand auf dem Trawler. Es war Xorron.

Und er schlug zu. Mit seiner gewaltigen Kraft sorgte er dafür, daß die Planken in Fetzen gedroschen wurden und das Seewasser von unten her an Bord quirlte.

Da schäumte, gurgelte und brauste es. Xorron wollte dafür sorgen, daß auch die letzten Spuren verwischt wurden. Er sprang auf die Galeere und schaute, wie der Fischkutter allmählich in die Tiefe sank. Da gurgelte und schmatzte es. Strudel bildeten sich. Nicht festgezurrtes Gut wurde noch an die Oberfläche getrieben, wobei es in einem Kreisel schwamm.

Dann sank das Schiff.

Xorron lachte dröhnend, als er es bemerkte. Wie ein richtiger Kapitän wandte er seinen Kopf und blickte nach Westen.

Dort lag die Küste — dort lag New York!

Das war sein Ziel. Mit einer verstärkten Besatzung, denn er hatte die sechs Mitglieder der Crew eingesammelt und sie an Bord der Galeere genommen.

Jeder Zombie, der jetzt noch zu ihm kam, würde weitere bringen, denn New York war groß und mit Menschen prall gefüllt…

***

Weder Suko noch ich wußten, ob es grüne Gestalten waren, die aus den Steinsärgen krochen. Vielleicht sorgte auch das seltsame Licht dafür, daß sich ihre Haut so verändert hatte. Jedenfalls waren es schaurige Wesen, die in der Hölle oder deren unmittelbaren Umgebung geboren waren.

Sie besaßen eine menschliche Gestalt, aber als Menschen konnte man sie nicht bezeichnen, denn was da aus den Särgen kroch, waren Dämonen oder Zombies. Auf jeden Fall Ninjas!

Diese mörderischen Kämpfer, die einmal gelebt hatten, dann getötet worden waren und jetzt wieder zurückkehrten, um dem zu gehorchen, der einmal ihr Herr gewesen war.

Nämlich Shimada!

Sie alle hatten etwas abbekommen, und ich schüttelte mich, als ich sie anschaute.

Aus dem Sarg, der fast unter mir stand, stieg eine Gestalt, die nur noch die Hälfte eines Schädels besaß. Eine schwarze zusammengezogene Haut, während der andere Teil irgendwo

vermodert war. Als der untote Ninja jetzt den Kopf drehte, erkannte ich, daß sein Mund noch völlig vorhanden war. Es war also nur ein Drittel aus seinem Kopf geschlagen worden.

Er trug die dunkle Kleidung der schwarzen Ninjas, die allerdings einen grauen Staubschleier zeigte, der bei seinen Bewegungen an einigen Stellen hochwallte.

Aus dem zweiten Sarg kroch eine bucklige Gestalt. Sie ging gekrümmt und wirkte im Gegensatz zu ihrem ersten Artgenossen sehr klein. Haare besaß dieser Ninja nicht. Sein runder Schädel glänzte kahl. Während der erste Ninja mit einem Schwert ausgerüstet war, so besaß dieser hier andere Waffen.

Es waren Dolche, und ihre Griffe ragten aus Scheiden, die an seinem Rücken befestigt waren.

Ich konzentrierte mich auf den dritten. Eine hagere, hochgewachsene Gestalt mit einem feuerroten Gesicht und langen spinnenartigen Händen, die bleich schimmerten.

Blieb der vierte.

Ein Wesen ohne Kopf. Der Schädel war ihm von der Schulter geschlagen worden, aber er konnte sich bewegen. Über seinem Rücken hing ein Bogen, nebst Köcher mit Pfeilen.

Mein Herz schlug schneller, als ich diese grausamen Wesen sah. Es war furchtbar, der Gaumen trocknete mir aus, ich mußte mich räuspern und wurde an den untoten Piraten erinnert, dem wir vor kurzem auf Mallorca begegnet waren. Auch er war eine Gestalt ohne Kopf gewesen, die trotzdem lebte.

Kaum zu fassen.

Ich holte durch die Nase Luft. Schaute auf meinen Freund Suko, der sich räusperte und ebenfalls keinen Blick von den vier aus den Steinsärgen kletternden Gestalten ließ.

»Verdammt, John, da steht uns etwas bevor!«

Wenn Suko bisher nie in seinem Leben recht gehabt hatte, diesmal hatte er es. Diese vier Geschöpfe würden uns großen Ärger bereiten, falls wir überhaupt dazu kamen, sie zu stellen, denn wir befanden uns in einer wesentlich schlechteren Lage.

Wir hingen wehrlos über ihnen. Wenn es jemandem gelang, das Netz zu kappen oder zu öffnen, würden wir ihnen vor die Füße fallen. Eines dieser beiden Dinge würde sicherlich geschehen, daran glaubten wir beide sehr fest.

Das Netz ließ uns kaum Bewegungsfreiheit. Wir mußten uns schon zur Seite drehen, dann wieder andere Stellungen einnehmen, um wenigstens an die Waffen zu gelangen.

Eine ziemlich schwierige Angelegenheit, während sich unter uns die vier Ninjas formierten.

Sie hatten sich vor ihre Särge aufgestellt. Daß wir über ihnen

gefangen hingen, schienen sie überhaupt nicht zu bemerken. Jedenfalls noch nicht, denn sie reagierten überhaupt nicht, sondern starrten weiterhin nach vorn, in den Hintergrund der Bühne. Wahrscheinlich erwarteten sie dort ihren Meister.

Er kam nicht, dafür tauchte ein anderer Bekannter auf.

Lou Tanaka!

Vor den vier untoten Ninjas blieb er stehen, bog seinen Oberkörper zurück und begann zu lachen. »Ja, so habe ich es mir gedacht«, sagte er. »So und nicht anders. Ihr habt lange genug in den Särgen gelegen. Es hat uns unendliche Mühe gekostet, euch von der kleinen japanischen Insel bis nach England zu bringen, aber es hat sich gelohnt, wie ich sehe. Nun gehört ihr zu uns, und damit schließe ich Shimada ein. Wollt ihr ihn sehen, meine Freunde?«

Tanaka wartete die Antwort der vier Gestalten erst gar nicht ab, sondern drehte sich um und streckte seine Hände aus.

Auch Suko und ich folgten der Bewegung des Japaners mit den Blicken.

Wir wollten sehen, ob er nur bluffte oder sich tatsächlich etwas tat.

Er bluffte nicht.

Shimada erschien. Der höllische Ninja zeigte das, was bei ihm so ausgeprägt war.

Seine Augen.

Von ihm selbst erkannten wir nichts. Die Augen schienen in der Luft zu schweben, sie besaßen keinen Kontakt zum Körper, waren aber vorhanden und strahlten in einem intensiven Blau.

Der Schein breitete sich aus. Er erfaßte auch die vier Ninjas und deckte sie wie mit einem Mantel zu.

Vergeblich verrenkten wir uns die Köpfe, um mehr von Shimada sehen zu können. Er hielt sich zu sehr im Hintergrund auf, zudem war unsere Lage mies, wir konnten uns leider nicht so bewegen, wie wir wollten, denn das Netz besaß keinen festen Boden und schwankte fürchterlich, wenn auch nur einer von uns seine Stellung um eine Winzigkeit veränderte. Dabei zog er den anderen immer in Mitleidenschaft.

»Verdammtes Netz!« fluchte ich zischend. Von Suko bekam ich keine Antwort, denn er schaute so konzentriert nach unten, daß ich es ihm zwangsläufig nachtat.

Dort hatte sich etwas verändert.

Bisher waren die vier Ninjas nicht vom Fleck gewichen, nun aber bewegten sie sich und beugten ihre Oberkörper nach vorn. Sie erboten so dem großen Shimada ihren Respekt, zeigten ihm die Unterwürfigkeit und machten ihm klar, daß sie stets seine Diener sein wollten. Egal, was auch kam.

Tanaka stand daneben. Nur hielt er sich außerhalb des blauen

Scheins und schaute stumm zu.

Wir aber hörten Shimada reden!

Kein Wort verstanden wir, weil er in seiner Heimatsprache redete. Am Klang der Stimme merkten wir, daß es böse Worte waren, die da aus seinem Mund drangen, und sie galten seinen vier gefährlichen Ninja-Dienern.

Ich war davon überzeugt, daß auch das kopflose Wesen die Worte richtig verstand, denn es richtete sich ebenso auf, wie auch die anderen drei Kämpfer.

Nach wie vor waren wir zum Zuschauen verdammt, aber wir hörten zu und vernahmen ein Wort, das wir kannten.

Xorron!

Der Oberninja sprach von Xorron, dem Herr der Untoten und Zombies.

Er schien seine größte Sorge zu sein, der Gegner, der ihm am meisten Ärger bereiten konnte, und ihn wollte er haben.

Da bahnte sich etwas Unvorstellbares an, so daß wir fast vor Spannung platzten.

Shimada redete weiter. Er selbst zeigte sich uns nicht, hielt sich im Hintergrund und gab nur seine Befehle oder Anweisungen, in die Tanaka hineinsprach.

Er meinte uns.

Einen Schritt ging er vor, erreichte den blauen Lichtschein, und seinen rechten Arm streckte er dabei in die Höhe, wobei die Spitze des Zeigefingers auf uns wies.

Dann redete er sehr laut und deutlich. Leider in einer Sprache, die wir nicht verstanden, doch er wechselte und redete in englisch weiter.

»Ihr beide seid die großen Hindernisse auf dem Weg des ruhmreichen Shimada. Und diese vier hier werden dafür sorgen, daß ihr verschwindet. Ihr werdet ausgelöscht, sterbt unter Schwerthieben und Dolchstößen. Die lebenden Ninja-Toten sollten dort beginnen, wo sie vor langer Zeit aufgehört haben. In uralter Zeit haben sie bereits getötet und eine Spur des Schreckens gelegt, die nur unterbrochen wurde, aber nie aufhörte. Euch wird es erwischen, euch soll es erwischen, denn ich will euch tot oder kopflos am Boden sehen…« Er lachte grausam und ballte dabei die Hände.

Ich hatte mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet. Es konnte ja nichts anderes kommen, und dementsprechend handelte ich auch.

Waffen trugen wir bei uns. Unter anderem besaß auch ich meinen geweihten Silberdolch.

Er war nicht nur eine Waffe gegen Geschöpfe der Finsternis, sondern erfüllte auch völlig pragmatische Zwecke. So besaßen die Seiten die Schärfe, um ein Netz durchtrennen zu können. Wenigstens hoffte ich dies.

Ich zog die Waffe hervor und drehte mich so, daß Tanaka mich nur von der linken Seite her sehen konnte. Die andere blieb ihm verborgen. In der rechten Hand aber hielt ich meinen Dolch.

Das Netz war stark. Es hielt großen Belastungen stand, aber gegen die Schneide meines Dolchs kam es nicht an.

Ich säbelte Lücken hinein. Jedenfalls, wenn ich einen Faden durchtrennt hatte, gab es einen Ruck im Netz. Deshalb bewegten wir uns auch, aber ich hoffte stark, daß es dem unter uns stehenden Tanaka und den vier untoten Ninja-Kämpfern nicht auffiel.

Lou Tanaka erging sich in wilden Haßtiraden. Wir hörten gar nicht mehr hin, denn so etwas kannten wir auch von anderen Gegnern. Er versprach uns zehnmal und mehr den Tod, und ich mußte aufpassen, damit das Loch im Netz nicht zu groß wurde und wir plötzlich hindurch rutschten.

»Jetzt ist es soweit!« brüllte uns Lou Tanaka entgegen. Mit seinen Armen führte er wilde Bewegungen durch, vielleicht gab es irgend jemandem ein Zeichen, jedenfalls blieb das Netz nicht mehr in der Luft hängen, sondern setzte sich in Bewegung.

Ruckweise geschah dies. Wir klammerten uns fest, damit wir nicht jetzt schon durch die Lücke rutschten. Den Zeitpunkt des Kampfes wollten wir uns aussuchen.

Bisher hatte Tanaka nichts bemerkt. Es hätte ihm etwas auffallen müssen, denn an der Stelle, wo wir das Netz zerschnitten hatten, hingen die Fäden wie Würmer nach unten.

Ich warf einen Blick auf unsere vier Gegner.

Noch steckten ihre Waffen, das jedoch änderte sich sehr bald, denn sie zogen ihre Schwerter und Dolche. Der Kopflose griff über die Schulter, holte einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen.

Er spannte die Sehne.

Die Hälfte der Distanz hatten wir hinter uns gebracht. Wenn wir jetzt sprangen, war das Risiko eines Knochenbruchs längst nicht mehr so groß.

»Los, John!« Suko machte den Anfang, drückte mir seine Hand in den Rücken, rutschte aus dem Loch und fiel dem Boden entgegen.

Auf meinen Freund konnte ich mich, nicht mehr konzentrieren. Ich hatte selbst genug mit mir zu tun und drehte mich ebenfalls aus der Öffnung.

Dann fiel auch ich nach unten!

***

Die Maschine der British Airways flog über dem Atlantik und näherte sich dem amerikanischen Kontinent. Ihr Zielflughafen war der New Yorker Kennedy Airport.

An Bord des Clippers befanden sich zahlreiche Geschäftsleute, einige wenige Touristen, zwei Kinder und ein Mann namens Logan Costello. Er war wie die anderen Passagiere auch in London zugestiegen, hielt sich allerdings abseits der übrigen Fluggäste auf und schien mit seinen Gedanken ganz woanders zu sein.

Selbst die Stewardeß fürchtete sich ein wenig vor dem Mann mit dem Granitgesicht, deshalb wagte sie es auch nicht, ihn anzusprechen und ihm etwas anzubieten.

Das wollte der Mafioso Logan Costello auch nicht. Man sollte ihn in Ruhe lassen, denn er hatte genügend Probleme zu wälzen, und es war sehr schwer, sie unter einen Hut zu bringen und auch eine Lösung zu finden.

Es ging um zwei Dinge.

Erstens Shimada und zweitens Xorron!

Logan Costello, der sein verbrecherisches Reich immer weiter ausgebaut hatte, war zu einem Günstling der Dämonen geworden.

Durch ihre Unterstützung war ihm vieles gelungen, auch die Polizei hatte ihm nichts mehr anhaben können, aber er rechnete mit Haß, Zwietracht und Machtgelüsten innerhalb der Dämonenhierarchie, denn da unterschieden sie sich nicht von den Menschen.

Costellos große Hilfe, die Mordliga, löste sich auf. Es war praktisch nur noch einer übriggeblieben.

Xorron, Herr der Zombies und Ghouls.

Er wollte diese Wesen unter seinen Befehl zwingen, damit sie ihm gehorchten und er seinem Menschenhaß freien Lauf lassen konnte.

Bisher hatte er nur demjenigen gedient, der die Mordliga befehligte. Das war einmal Solo Morasso, alias Dr. Tod, gewesen, und nach dessen Ausscheiden Pamela Barbara Scott, auch Lady X genannt.

Sie existierte ebenfalls nicht mehr. Im fernen Rumänien hatte sie ihr Ende gefunden, denn dafür sorgte Marek, der Pfähler. [3]

Und so war Xorron auf sich allein gestellt und mußte zusehen, wie er seine Pläne verwirklichte.

Eigentlich hatte Costello nichts dagegen, er konnte nur davon profitieren, denn mit Xorron war er immer gut ausgekommen. Doch dann machte ihm jemand einen Strich durch die Rechnung.

Shimada, die lebende Legende!

Aus dem Dunkel der Zeiten tauchte dieser Dämon auf, und er verfolgte die gleichen Machtansprüche wie Xorron. Auch Shimada wollte Herr über unzählige Zombies sein, um sich mit diesem Totenheer gegen die Menschen zu stellen.

Dabei stand ihm Xorron im Weg!

Für Shimada gab es nur eine Möglichkeit. Xorron mußte weg, damit er freie Bahn bekam.

Allerdings wußte er nicht, wo sich Xorron aufhielt, aber er war

darüber informiert, was sich in den langen Zeiten seiner Abwesenheit getan hatte.

Er wußte von der Mordliga und kannte auch Zusammenhänge. Von dieser dämonischen Bande bis zu Logan Costello war es nur ein Katzensprung. Also besuchte Shimada den Mafioso und stellte ihn vor die Wahl entweder mitzuspielen oder zu sterben.

Costello entschied sich für das Mitspielen. Er bekam von Shimada den Auftrag, herauszufinden, wo Xorron steckte. Wenn Costello es wußte, sollte er Shimada Bescheid geben.

So einfach war das.

Logan Costello spielte mit. Er heizte seine Verbindung an, telefonierte mit der halben Welt, und hatte in New York Glück gehabt. Einer der großen Bosse rief zurück und berichtete ihm, daß der Kapitän eines Schiffes Xorron auf einem galeerenähnlichen Boot gesichtet habe. Mehr wußte er auch nicht, aber es war sicher, daß dieses seltsame Schiff die amerikanische Ostküste ansteuerte.

Costello wollte vor ihm da sein und Xorron abfangen. Auch warnen, denn der Herr der Zombies und Ghouls sollte von Shimada erfahren. Daß es zu einer gewaltigen Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen würde, war nicht zu vermeiden. Costello ging von Xorrons Unbesiegbarkeit aus. Er glaubte fest daran, daß es nichts auf der Welt gab, was Xorron besiegen konnte. Deshalb rechnete er mit einem Sieg des weißhäutigen Monstrums. Dankbarkeit konnte er natürlich von keinem Dämon erwarten. Aber Xorron würde es ihm auf eine gewisse Art und Weise dennoch anrechnen, daß er ihn gewarnt hatte. Darüber war er sich im klaren.

Er selbst hatte nie gewußt, wo sich das Monstrum aufhielt. Es hatte einmal ein Versteck in den Anden gegeben, aber was wollte Xorron dort, wenn er doch dabei war, eine grauenhafte Armee um sich zu versammeln. Er mußte das Versteck verlassen, und er hatte es verlassen. Die Meldung des Kapitäns bewies es.

Xorron würde wahrscheinlich nach New York kommen, und dort wollte ihn Costello erwarten.

Welchen Plan Xorron verfolgte, wußte der Mafioso nicht. Jedenfalls mußte er höllisch achtgeben, denn er wollte nicht, daß Xorron in eine Falle lief.

Shimada war gefährlich, das wußte Costello genau. Wenn es ihm gelang, Xorron rechtzeitig zu warnen, konnte dieser sich auf den neuen Gegner einstellen.

Costello fieberte der Ankunft entgegen. Obwohl er als einzelner nach New York kam, brauchte er sich in dieser Stadt nicht fremd zu fühlen.

Dafür würde schon Roberto Pasti sorgen, einer der Großen der Ostküste. Er hatte Costello auch die Nachricht zukommen lassen und wollte ihm am Kennedy-Airport abholen.

Die Stewardeß hatte sich endlich entschlossen, den Passagier mit dem grau wirkenden Gesicht anzusprechen. »Kann ich Ihnen einen Drink servieren, Sir?«

Costello schreckte aus seinen Gedanken hoch, als er die Stimme vernahm, den Kopf drehte und in ein grünliches Augenpaar schaute.

»Was hatten Sie gesagt?«

Die Stewardeß behielt ihr Lächeln bei, obwohl sie fröstelte, als sie die Frage wiederholte.

»Nein, danke, ich möchte nichts. Wirklich nicht.« Costello lächelte knapp.

»Ist gut, Sir. Kann ich sonst etwas für Sie tun?«

Der Mafioso winkte ab, und er sah, daß die Stewardeß verschwand.

Noch hatte er Zeit für ein Nickerchen. Bis sie in New York landeten, würde einige Zeit vergehen.

Costello gelang es, die Probleme aus seinem Hirn zu verbannen, und er schlief ein.

Es war die Stewardeß, die ihn weckte. Costello schreckte sofort hoch, als er die Berührung an seiner Schulter spürte. »Ja?« sagte er knapp.

»Es wird Zeit, daß Sie sich anschnallen, Sir. Wir befinden uns bereits im Anflug auf New York.«

»Danke.« Costello kannte das Spiel. Mit wenigen routinierten Griffen hatte er es geschafft, den Gurt anzulegen, und er merkte gleichzeitig, daß die Maschine tiefer ging.

Anflug auf New York!

Der Mann mit dem Granitgesicht gähnte noch einmal ausgiebig und konzentrierte sich dann auf den Landevorgang. Er wußte, daß es bei der Landung und beim Start manchmal zu Katastrophen kam, hier lief alles glatt. Der erfahrene Pilot setzte den Clipper sanft auf.

Er rollte aus, die Passagiere konnten sich losschnallen und die Maschine verlassen.

Costello nahm sein Handgepäck mit. Auf andere Dinge hatte er verzichtet. Er trug keine Waffe, nicht einmal ein Taschenmesser hatte er eingesteckt. Der Mafioso wollte um keinen Preis auffallen.

Wenn Roberto Pasti etwas versprach, konnte man sich darauf verlassen.

Er stand am Flughafen, begleitet von zweien seiner besten Männer, hielt er sich in einer der großen Hallen auf und entdeckte den Gast aus London schon sehr bald.

»Logan!« rief er und breitete die Arme aus.

Die Männer begrüßten sich, wie es unter Mafiosi üblich ist. Sie umarmten sich, tauschten Bruderküsse aus und schlugen sich auf die Schultern.

Die beiden Leibwächter standen daneben und behielten die Umgebung im Auge. Sie überragten ihre Chefs jeweils um

Haupteslänge.
Roberto Pasti war noch kleiner als Costello. Er trug einen grauen Staubmantel. Darunter einen dunklen Anzug. Sein Haar war schütter geworden. Die Goldrandbrille in dem schmalen Gesicht gab ihm das Aussehen eines Gelehrten oder eines kleinen Buchhalters, der in der Masse überhaupt nicht auffiel.
Nur die Augen des Mannes zeugten von der Härte, die in ihm steckte.
Sie waren hart, der unbeugsame Wille strahlte aus ihnen. Es gehörte wirklich etwas dazu, einen Teil der New Yorker Unterwelt unter Kontrolle zu halten, aber dafür hatte Pasti gesorgt. Man gehorchte ihm, und es tanzte kaum jemand aus der Reihe. Zudem hatten die einzelnen Mafiafürsten ihre Bereiche genau abgegrenzt.
»Womit kann ich dir behilflich sein, Amico?« fragte der New Yorker.
Costello lächelte. »Ich möchte, daß du mich zum Hafen bringst.«
»Nicht zu mir?«
»Nein, ich muß zum Hafen.«
»Und was willst du dort?«
Die beiden Männer schlenderten durch die Halle, wobei die Leibwächter sich einige Schritte hinter ihnen aufhielten und mit Argusaugen über sie wachten.
Costello hatte die Hände in den Jackettaschen. Der kleine Bordkoffer wurde von einem Leibwächter getragen. »Weißt du, Roberto, ich bin ja aus einem bestimmten Grund in diese Stadt gekommen.«
»Ja, die Galeere.«
»Genau. Ich muß dorthin, wo sie anlegt.«
Pasti schüttelte den Kopf. »Glaubst du denn an sie?«
»Sicher, du hast es mir berichtet.«
»Das schon«, sagte Pasti und legte einen Arm auf Costellos Schultern.
»Ich dachte nicht, daß du dies so ernst nimmst.«
Costello blieb stehen. »Es ist ernster, als du es dir in deinen schrecklichsten Träumen vorstellen kannst.«
»Aber wer sollte uns ins Handwerk pfuschen?«
»Das will ich dir sagen. Zombies, Untote, lebende Leichen.«
Pastis Gesicht verschloß sich. Mit der rechten Hand umfaßte er den Brillenbügel und hob die Achseln. »Ich habe natürlich schon von diesen Wesen gehört, die du mir da genannt hast. Gehört, wohlgemerkt. Sogar gelesen und im Film gesehen.«
»Ja, im Film«, murmelte der Mann aus London. »Aber es gibt sie auch in Wirklichkeit. Wahrscheinlich ist diese Galeere voll von ihnen. Und Xorron befehligt sie.«
»Du wirst verstehen, daß es mir schwerfällt, so etwas zu glauben«, sagte Pasti.
»Natürlich, mein Freund, natürlich. Auch ich habe vor Jahren noch nicht so gedacht wie heute, aber wir müssen umdenken, das kann ich

dir versichern.«
»Was wollen diese Wesen in New York, falls es sie gibt?«
Costello hob die Schultern. »Eine genaue Auskunft kann ich dir nicht geben. Vielleicht will er dorthin, wo man ihn wieder auferweckt hat?«
Pasti war überrascht. »Er stammt aus New York?«
»Ja und nein. Er muß Hunderte von Jahren unter dem Central Park gelegen haben…«
»Davon habe ich etwas gehört. Sicher, es war doch damals in einem Theater, und zwei Männer aus London…«
»Meine Feinde Sinclair und Suko.«
»Danke, daß du den Namen gesagt hast! Was ist denn mit ihnen? Haben Sie sich zurückgezogen?«
»Glaub nur nicht das. Nein, sie sind noch immer aktiv.«
»Aber dir nicht auf der Spur?«
»Das will ich hoffen. Bisher habe ich nichts davon gehört.«
Sie hatten sich bereits einem der zahlreichen Ausgänge genähert, blieben dort stehen und warteten, bis einer der Leibwächter einen dunkelblauen Cadillac geholt hatte. Sie stiegen in diesen bequemen Wagen und nahmen im Fond Platz.
Dort erst setzten sie ihre Unterhaltung fort. »Was willst du denn genau von Xorron?« fragte Pasti.
»Ihn warnen.«
Da lachte der New Yorker. »Nimm es mir nicht übel, Amico, aber ich komme nicht mehr mit. Wie du mir diesen Xorron geschildert hast, erscheint er mir unbesiegbar zu sein. Vor wem kannst du ihn denn noch warnen?«
Costello runzelte die Stirn. »Vor einem Gegner, der mir ebenso stark erscheint wie Xorron. Er heißt Shimada. Man nennt ihn die lebende Legende. Er stammt aus einer Zeit, wo die Europäer noch nichts von Amerika wußten. So jedenfalls stell ich mir das vor. Wo er tatsächlich herkommt, kann ich dir nicht sagen, aber er hat mich besucht und mir befohlen, Xorron zu finden und ihm danach Bescheid zu geben.«
Pasti begriff sehr schnell. »Dann stehst du auf Shimadas Seite?«
»Nein.«
Auf einmal lachte der New Yorker. »Jetzt durchschaue ich deinen Trick. Du willst Xorron warnen, ihn gegen Shimada schicken und rechnest mit Xorrons Dankbarkeit.«
»So ungefähr«, gab Costello zu.
»Bene, mein Lieber. Fahren wir also zum Hafen. Ich bin gespannt auf deinen Xorron. Und keine Sorge, Amico. Wenn die Galeere einläuft, bekomme ich auch heraus, wo sie anlegen wird. Meine Beziehungen sind blendend. Erst heute noch habe ich sie aktiviert. Da brauchst du keine Sorge zu haben.«
Costello seufzte auf. »Ich habe das Gefühl, als würdest du die Sache

zu sehr auf die leichte Schulter nehmen, Roberto. Xorron ist nicht nur gefährlich, sondern auch unberechenbar. Man weiß nie, wie er reagieren wird. Er kann sich innerhalb von Sekunden ändern und zu deinem Todfeind werden, denke daran.«

Pasti schlug seinem Freund aus London auf die Schulter. »Wir werden sehen, was dieser Wunderknabe hier vollbringt.«

»Wunderknabe ist gut«, murmelte Costello. »Wirklich, das treffende Wort…«

***

Da Suko vor mir gesprungen war, erreichte er sein Ziel auch als erster.

Die Höhe war nicht mehr so, daß man sich hätte etwas brechen können, wenn man solche Sprünge gewohnt war wie wir.

Kaum hatte Suko Kontakt, als er sich sofort zur Seite rollte, und zwar weg von den vier lauernden Ninjas.

Dann erreichte ich den Boden. Mein Freund Suko hatte es mir vorgemacht, auch ich tauchte nach rechts und hörte Tanakas wütende Schreie, denn er hatte unsere Bemühungen mitbekommen.

»Tötet sie, tötet sie!« Seine Stimme überschlug sich, während ich geduckt über die bühnenähnliche Plattform hastete und mich dorthin wandte, wo auch der verdammte Schein aufgetaucht war und sein Zentrum lag.

Fand ich da auch Shimada?

Zunächst einmal Suko, der mich stoppte, als ich an ihm vorbeirennen wollte.

»Wo steckt Shimada?« fragte ich hastig.

»Keine Ahnung.«

»Aber das Licht…«

Das verlöschte in diesem Augenblick. Urplötzlich wurde es stockfinster.

Weder der Schein der blauen Augen war zu sehen noch derjenige, der aus den Wänden dieser Halle drang.

Wir befanden uns in einem Meer aus Finsternis…

Und wir hörten die Geräusche. Es waren zischelnde Stimmen, ein Raunen, ein Wispern. Geheimnisvoll, unheimlich. Irgendwo knisterte es, wir vernahmen auch Schritte.

Tapp, tapp — so hörten sie sich an, und sie passierten uns in einiger Entfernung.

Suko und ich hielten die Luft an. Meinen Freund sah ich nicht, obwohl er neben mir hockte. Ich spürte nur seine Körperwärme, ein Zeichen, daß er noch da war.

Wo steckte Tanaka?

Kaum hatte ich den Gedanken gehabt, als ich seine Stimme vernahm.

Sie erreichte uns als Zischen und konnte von überall herkommen. »Wir kriegen euch noch!« flüsterte er. »Das schwöre ich. Die vier Ninjas sind auf euch fixiert…«

Er verstummte, wir vernahmen wieder die Schritte und sahen, als sie noch aufklangen, ein seltsames Glühen.

Sofort drehten wir unsere Köpfe.

Für die Länge eines Herzschlags erkannten wir die vier Ninjas. Sie standen noch immer vor ihren Särgen, jetzt allerdings eingehüllt in dieses seltsame Glühen.

Eine undefinierbare Farbe strahlte es ab. Eine seltsame Mischung zwischen Blau und Rot, prall mit Magie gefüllt und auch dementsprechend reagierend.

Es löste die vier Ninjas auf!

Unsere gefährlichen Gegner waren plötzlich verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, als wären sie nur Halluzinationen gewesen. Erklären konnte ich mir das nicht. Im schwachen Lichtschein sah ich Sukos Gesicht. Auch auf seinen Zügen breitete sich Überraschung aus, die ich im nächsten Augenblick nicht mehr sah, denn es war wieder stockfinster geworden, und auch die Schritte vernahmen wir nicht mehr.

Stille…

Zwei drei Atemzüge lang rührten auch wir uns nicht, bis Suko das Wort ergriff.

»Hast du eine Erklärung?« wisperte er.

»Nein, aber wir könnten Tanaka einmal fragen.«

»Dazu müßten wir ihn haben.«

»Klar.« Ich fingerte bereits nach meiner Bleistiftleuchte. Suko ahnte meine Vorhaben und reagierte entsprechend, denn er löste sich aus meiner unmittelbaren Nähe.

Ich knipste die kleine Leuchte an. Als der Strahl aufzuckte, bewegte ich meine rechte Hand sofort im Kreis, um auch die Umgebung erfassen zu können.

Etwas leuchtete für einen Moment weißlich.

Ein Gesicht.

Tanaka!

Sofort zuckte mein Arm wieder zurück. Tanaka duckte sich weg, wollte verschwinden, da war ich schon in die Höhe gesprungen, hetzte mit gewaltigen Sprüngen auf ihn zu und bekam ihn an der Schulter zu packen. Wuchtig schleuderte ich ihn herum.

Dabei traf mich sein Ellbogen genau im Gesicht. Meine Nase wurde erwischt, Blut strömte heraus, und trotzdem konterte ich.

Meine Faust versank in etwas Weichem. Ich hörte ein Stöhnen und sah Tanaka taumeln.

Ein Rundschlag fegte ihn zurück. Mit dem Strahl der Lampe

begleitete ich seinen Weg und freute mich, weil Tanaka genau dorthin wankte, wo ihn Suko erwartete.

Bevor Lou Tanaka gegen einen der Särge taumeln konnte, hatte mein Freund bereits zugegriffen. Er hielt Tanaka so fest, daß dieser sich nicht befreien konnte. Der Japaner machte vor Suko einen Bückling, und mein Freund hielt dessen Handgelenk fest.

Ich preßte mir ein Taschentuch gegen die Nase, weil ich die Blutung stoppen wollte. Dabei drückte ich den Kopf zurück. Dinge, die jedes Kind machte, wenn es beim Spielen etwas auf die Nase bekommen hatte.

Vor Tanaka blieb ich stehen. Er war nicht ruhig. Voller Zorn steckte dieser Mann. Er keuchte und stöhnte, wollte auch treten, doch Suko bemerkte dies und drückte seinen Arm höher. Tanaka spürte den Schmerz. Er blieb still.

Ich steckte das Taschentuch wieder weg und hoffte, daß ich die Blutung hatte stoppen können. Mit einem Nicken gab ich Suko ein Zeichen. Mein Freund verstand und lockerte den Griff ein wenig.

Tanaka erholte sich wieder. Er drückte den Kopf so hoch, daß er mich anschauen konnte.

Ich deutete auf die Särge. »In ihnen haben sie gelegen, sind auch hervorgestiegen und jetzt verschwunden. Aus welchem Grund? Reden Sie, Tanaka.«

»Sie wollten zu Shimada.«

»Das verstehe ich. Nur, der ist nicht mehr da. Da stimmt doch was nicht.«

»Er ist noch da, hat aber andere Aufgaben zu erfüllen. Ihr habt Glück gehabt, daß ihn die Nachricht genau in diesem Augenblick erreichte und er weg mußte.«

»Wohin?«

»Weit weg!«

»Das ist keine Antwort, Mann«, regte sich Suko auf. »Sag uns, wohin Shimada verschwunden ist.«

»Er will zu Xorron und nimmt seine Freunde, die untoten Ninjas, mit.«

»Gut, weiter so. Wo steckt Xorron denn?«

Da kicherte er hohl. »Ihr werdet ihn wohl kaum finden können. Xorron ist schon fast da.«

»Und wo?«

»Amerika!«

Dieses eine Wort spie er uns fast entgegen, und er hatte uns damit wirklich überrascht. Amerika! Das war ein gewaltiger Kontinent. Ich hatte davon gehört, daß sich Xorron, Vampiro-del-mar und Lady X, als sie noch lebten, in den Anden aufhielten. Sollte es dort zu einer Auseinandersetzung zwischen Shimada und Xorron kommen?

»Befindet er sich in Südamerika?« wollte ich von Lou Tanaka wissen.

»Nein, nein!« kreischte er. »Woanders. Er wartete auf Xorron. Vielleicht kämpfen sie schon.«

»Woher weiß er Bescheid?«

»Costello. Shimada und Logan Costello haben sich zusammengeschlossen. Das heißt, es blieb Costello überhaupt nichts übrig, als sich dem großen Shimada zu unterwerfen. Und er hat ihm gesagt, wo Xorron zu finden ist.«

Hatte ich bisher noch Zweifel gehegt, so waren sie jetzt weggewischt worden. Der Name Costello sagte genug. Er war auch keine Einbildung, denn Logan Costello gehörte zur Spitze der Londoner Unterwelt. Er war der König.

Ich schluckte und nickte Suko zu.

»Okay, wir werden gehen.« Mein Partner hatte verstanden. Wie auch ich wußte er, daß die Zeit nun eilte. Wir durften nicht mehr lange warten, denn es stand zu viel auf dem Spiel. Wir konnten uns beide gut vorstellen, daß in diesen gewaltigen Kampf auch unschuldige Menschen mit hineingezogen werden konnten, und Tote durfte es auf keinen Fall geben, denn Xorron verbreitete genügend Grauen.

»Wie kommen wir am schnellsten hier heraus?« fragte ich ihn.

»Mit dem Aufzug.«

»Okay.« Das sagte Suko und legte Tanaka blitzschnell Handschellen an.

Sie bestanden aus Kunststoff, waren aber ebenso hart wie das Metall früherer Jahre. Unser Gefangener hätte sie auf keinen Fall zerreißen können.

Den Weg kannten wir. Diesmal schritten wir ihn zurück. Lou Tanaka ging mit gesenktem Kopf. Für ihn war das Fest der Finsternis beendet. Und das Harakiri mußte auch noch näher unter die Lupe genommen werden.

Dies allerdings konnten Kollegen von uns besorgen. Uns fehlte dafür leider die Zeit.

Diesmal drückten wir den obersten der beiden Knöpfe, als wir den Aufzug betreten hatten. Unangefochten erreichten wir die Halle. Der zweite Portier schaute uns staunend an, als wir mit dem gefesselten Tanaka an ihm vorbeigingen und die Halle verließen.

Draußen stand mein Bentley.

Tanaka wurde in den Fond gesetzt. Suko nahm neben ihm Platz, und ich fuhr.

So rasch es ging, brachten wir ihn mit heulender Sirene und flackerndem Rotlicht zum Yard Building. Dort sollte er erst einmal in Untersuchungshaft genommen werden, denn Dinge, die gegen ihn sprachen, gab es genug.

Während Suko die Formalitäten erledigte, fuhr ich hoch in unser

gemeinsames Büro. Glenda Perkins sah meinem Gesicht an, daß einiges hinter mir lag und meine Gefühle auf Sturm standen.

Klugerweise hielt sie sich zurück und sagte nichts.

Ich aber schnappte mir das Telefon. Auch bei einem Geisterjäger geht viel Zeit mit Telefonieren drauf, und diesmal rief ich jemand an, der mich ebenfalls haßte.

Paul Sorvino, Costellos Anwalt.

Ihn bekam ich nicht an den Apparat, sondern eine Angestellte seiner Kanzlei, die einen vorformulierten Text auf Band gesprochen hatten, das nun ablief.

Ich hörte mir die Sätze nicht an, sondern versuchte, Sorvino zu Hause zu erreichen.

Das klappte.

»Sinclair«, sagte er, »ausgerechnet Sie. Verdammt, ich wollte gerade gehen.«

»Vielleicht zu Costello?«

»Nein, der ist nicht in London.« Fast fröhlich sagte er dies.

Damit war ein Teil meiner Frage schon beantwortet. Ich hakte trotzdem nach. »Wo kann ich ihn finden?«

Sorvino lachte. »Glauben Sie, daß ich Ihnen das verrate, Sinclair?«

»Nun, ich dachte da an die Staaten!«

Das Schweigen des Anwalts bewies mir, daß ich auf dem richtigen Weg war. Deshalb tippte ich weiter. »Vielleicht New York?«

Paul Sorvino, der Anwalt, antwortete glatt und sofort. »Tut mir leid, Sinclair. Das müssen Sie schon selbst herausfinden. Ich halte das Gespräch für beendet.«

Damit legte er auch auf.

Ich hielt den Hörer eine Weile fest. Ein nachdenkliches Lächeln umspielte meine Lippen. Den Namen New York hatte ich bewußt erwähnt, denn Xorron hatte tief unter dem Central Park gelegen, bevor er von Dr. Tod erweckt wurde.

Viele zieht es an die Orte ihrer Schandtaten zurück. Und Xorron war es damals nicht gelungen, New York unter seine Knute zu zwingen, vielleicht nahm er diesmal einen zweiten Anlauf. Möglich war alles. Zwar hatte mir Sorvino nicht zugestimmt, aber seine Antwort war sehr glatt gekommen. Zu glatt für meinen Geschmack, das sah mir schon nach einer vorbereiteten Lüge aus.

Als ich endlich auflegte, stand Glenda Perkins in der Tür. »Na, John?« fragte sie. »Wie läuft es?«

»Schlecht.«

Ihre Augen verdunkelten sich. »Schwerer Ärger?«

»Es geht.« Ich klopfte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. »So schnell wie möglich muß ich nach New York, meine Liebe. Und Suko ebenfalls.«

»Was?«
»Ja, es geht um Xorron.«
»Ist er denn…?«
»Höchstwahrscheinlich, Glenda. Und es kann zu einem Chaos kommen. Wie komme ich am schnellsten über den Atlantik.«
»Die Concorde…«
»Nein, nein, wir müssen sofort los.« Ich legte die Stirn in Falten. »Soll das Militär mal etwas für mich tun.«
»Du willst mit einem Düsenjäger…?«
»Ja. Ich werde mich rüberschaffen lassen. Wo ist Sir James? Der hat die besten Beziehungen!«
»Vorhin sah ich ihn in seinem Büro.«
Ich ging los und rief Glenda noch zu, daß sie Suko nachschicken möchte, wenn er kam.
Den gewohnten Weg nahm ich, schritt über den Gang, klopfte an, stieß die Tür auf — und blieb schockiert stehen.
Auf dem Platz hinter dem Schreibtisch hockte nicht Sir James Powell, sondern ein anderer.
Shimada!

***

Die Galeere rollte weiter über die lange Dünung des Atlantiks.
Kurs: Westen.
New York, die Küste, die Menschen in dem Hexenkessel Großstadt, all das wartete auf die Zombies, die sich auf den Weg gemacht hatten.
Und Xorron stand am Bug.
Er glich einer schaurigen Galionsfigur, hatte sich breitbeinig aufgebaut und mit einer Hand an einem Vormastsegel festgeklammert. Das Schiff tauchte ein, kam wieder hoch, und die untoten Sklaven ruderten wie die Weltmeister.
Inzwischen war die Mannschaft verstärkt worden. Sechs weitere Mitglieder hatte sie bekommen. Da es noch genügend Platz auf den Ruderbänken gab, konnten sie sich setzen und halfen ihren Artgenossen mit, die Galeere durch die Wellen zu rudern.
Bei Tageslicht würden sie den Hafen nicht mehr anlaufen. Auch die Dämmerung würde schon vorbeisein und die Dunkelheit über dem Land liegen.
Das wollte Xorron auch. Es war ihm recht, wenn er in der Finsternis ankam, denn er war schließlich ein Stück der Dunkelheit. Als einziger hatte er es geschafft, aus der Crew der alten Mordliga zurückzubleiben.
Was mit Lupina geschehen war, wußte er nicht, aber die anderen existierten nicht mehr. Es gab keinen, der ihm hätte Befehle erteilen können. Was er von nun an alles tat, ging allein auf sein Konto, und

das große Ziel hatte er nicht aufgegeben.
Er wollte New York erobern!
Noch trennten ihn wenige Meilen — und Shimada!

***

Er saß da und schaute mich an. Ich sah in die gefährlichen blauen Augen, spürte das kalte Feuer in den Pupillen und verspürte einen starken geistigen Angriff.
Er wollte mich schocken.
Shimada war stark. Unheimlich stark sogar. Ich stöhnte auf. Vor meinen Fußspitzen begann sich der Boden zu drehen. Ich kam mir vor wie auf einem Karussell, hatte den Arm ausgestreckt und griff nach dem Türpfosten, um mich festzuhalten.
»Ich muß mich um Xorron kümmern!« empfing ich seine Stimme. »Und ich werde jeden dabei aus dem Wege räumen, der sich mir entgegenstellt. Auch dich, Geisterjäger. Deshalb sollst du getötet werden. Du mußt sterben, wie das Mädchen in der Show. Ich kann dich durch Gedankenkraft vernichten. Das blaue Auge wird dich töten, dich schrumpfen lassen, damit man dich nicht mehr erkennen kann. Von dir wird kaum etwas zurückbleiben, nichts, was auf dich noch hingewiesen hätte.«
Er hatte lange gesprochen und dabei die Intensität seiner Gedanken nicht zurückgenommen, sie allerdings auch nicht verstärkt. So befand ich mich in einer Schwebelage, meine Gefühle waren ausgeschaltet worden, aber in meinem Körper veränderte sich etwas.
Shimada hatte mir das gleiche Schicksal versprochen, wie es das Mädchen erlitten hatte. Ich sollte durch die Magie, die in seinen blauen Augen steckte, sterben, und ich stellte fest, daß in meinem Körper ein Umwandlungsprozeß ablief.
Mein Blut veränderte sich.
Hitzewellen durchrasten meine Adern.
Ich wurde geschüttelt und glaubte, in Feuer getaucht zu werden.
Mir wurde heiß und kalt zugleich. Den Mund hatte ich weit aufgerissen, keuchte, und über meine Lippen schien glühender Atem zu strömen.
»Vernichten! Vernichten!«
So schallte es mir entgegen, obwohl Shimada kein einziges Wort sagte.
Mit einer Hand hielt ich mich fest, die andere aber hatte ich frei. Es war die linke. Den Arm winkelte ich an, brachte die fünf Finger in Brusthöhe und tastete nach dem Wertvollsten, was ich besaß.
Nach meinem Kreuz!
Konnte es mir helfen? Es hatte mich oft aus lebensgefährlichen Klemmen gerettet, aber es besaß eine andere Magie als die, die mir

hier gegenüberstand. Zwar konnte es auch fremde Mythologien beeinflussen, doch nicht die japanische.

So würde die heilige Silbe nicht gegen die Magie eines Shimada ankommen.

Diese Dinge gingen mir durch den Kopf, während ich es trotzdem versuchte. Es war unheimlich schwer, den Arm so weit in die Höhe zu bekommen, daß ich überhaupt in die Nähe des Kreuzes geriet.

Shimada hockte hinter Sir James' Schreibtisch wie ein König. Ich stand noch immer in der Tür und kämpfte voller Verzweiflung gegen die andere Kraft an, die mich zu zerstören drohte.

Ich atmete hastig und kurz. Dabei hatte ich das Gefühl, als würde der Sauerstoff meine Lungenflügel überhaupt nicht erreichen, und das Sprechen fiel mir ebenfalls schwer.

Um das Kreuz jedoch aktivieren zu können, mußte ich die bekannte Formel aufsagen.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto…«

Es waren leider nur flüsternde Worte, die über meine Lippen drangen.

Und dazu noch stockend, aber ich hatte Erfolg. Jedenfalls bildete ich mir diesen Erfolg ein, denn ich glaubte, wieder besser atmen zu können.

Shimada hockte noch immer auf seinem Fleck. Die blauen Augen starrten mich an.

Dennoch, ihr Blick war nicht mehr so hart.

Und damit ging auch die Intensität der fremden Gedankenströme zurück.

Ich wurde zwar nach wie vor von ihnen getroffen, aber sie bekamen mich nicht mehr so stark unter Kontrolle.

Ich steuerte gegen.

Die Formel hatte mir geholfen, und auf einmal war Shimada verschwunden.

Seine Umrisse zitterten noch nach. Auf dem Stuhl schien ein Gespenst zu hocken. Ich konnte wieder freier atmen, lief hin und faßte ins Leere.

Nichts war mehr vorhanden!

Neben dem Schreibtisch blieb ich stehen. Durch den geöffneten Mund holte ich Luft, stützte mich auf die Platte und mußte erst einmal zurück zu mir selbst finden.

Es fiel mir nicht leicht, meine Gedanken zu ordnen. Shimada hatte mir auf eine drastische Weise bewiesen, wie gefährlich er sein konnte. Er war praktisch in unserer Burg erschienen, in dem Heiligtum, das für Dämonen normalerweise nicht zugänglich ist.

Hinter mir hörte ich Schritte. Sie verstummten, klangen wieder auf, und im nächsten Augenblick stand Suko neben mir. »John, verdammt,

was ist los?«

»Shimada!«

»Wie?«

Ich drehte mich, hob den rechten Arm und legte Suko eine Hand auf die Schulter. »Er war hier!«

Der Inspektor ging einen Schritt zurück. Ungläubig runzelte er die Stirn.

»Hast du dich da nicht getäuscht, John?«

»Nein, er hat hier am Schreibtisch gesessen, wo sonst Sir James seinen Platz hat.«

»Aber das ist doch…«

»Wahnsinn, nicht wahr?«

Ich hob die Schultern. »Denk daran, daß man ihn auch den Herrn der 1000 Masken nennt. Shimada zu packen, ist so gut wie unmöglich. Das blaue Licht erwischte mich, und ich weiß jetzt, wie das Mädchen in der Peep-Show gestorben ist, aber ich konnte seinem Blick trotzen und auch der Magie.«

»Dein Kreuz, nicht?«

»So ist es.« Allmählich hatte ich den Schrecken abgeschüttelt und fühlte mich besser.

»Und er wollte dich töten?« fragte Suko.

»So schien es mir.«

Suko schaute sich um. Sein Blick blieb schließlich am Schreibtischstuhl des Superintendenten hängen. »Aber wo ist Sir James?« fragte er.

Verdammt, da hatte er mich erwischt. An unseren Chef hatte ich in all der Aufregung überhaupt nicht denken können, denn ich war nur auf Shimada konzentriert gewesen.

»Weißt du es, John?«

»Nein, zum Henker.«

Suko schluckte. Beide dachten wir wohl das gleiche. Mein Freund sprach es aus. »Shimada wird ihn doch hoffentlich nicht ausgeschaltet oder getötet haben?«

»Mich?«

Wir fuhren herum, als wir in unserem Rücken die Stimme hörten. Sir James stand auf der Schwelle seines Büros. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern schauten etwas unwillig. Er mochte es nicht, wenn sich jemand in seinem Büro befand und er nicht da war.

Trotz der Hitze trug er einen korrekt sitzenden Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte. Er war eben sehr britisch und hielt auch etwas aufs Äußere.

Er sah unser Aufatmen, schüttelte den Kopf und kam näher. »Was ist denn überhaupt los?«

»Wir freuen uns, Sir«, sagte ich.

»Und worüber?«
»Daß Sie noch leben.«
Sir James atmete tief ein. Dann schluckte er. »Das habe ich eben so an mir, und ich bin auch nicht scharf darauf, jetzt schon abzutreten.« Steif ging er während dieser Worte auf seinen Schreibtisch zu. Er ließ sich auf seinem Stuhl nieder, wischte mit einem Tuch kleine Schweißtropfen von der Stirn und fragte: »Was hat Sie eigentlich zu mir geführt, Gentlemen.«
»Shimada.«
»Aha.«
Obwohl Sir James sicherlich kaum etwas mit dem Namen anfangen konnte, tat er so, als würde er alles verstehen. Das aber dauerte noch seine Zeit, denn Suko und ich erklärten ihm abwechselnd, wie sich der Fall entwickelt hatte und was in diesem Büro vorgefallen war.
Da wurde selbst Sir James blaß.
»Das ist keine Festung«, erklärte ich. »Vielleicht sollte man es absichern.«
Er nickte. »Ja, ja, irgendwann. Aber nicht jeder ist wie Shimada und kommt herein.«
»Nein, das nicht.«
»Dann warten wir mal ab.«
»Wir können aber nicht warten, Sir. Suko und ich müssen nach New York, wenn wir…«
Sir James hob die Hand. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern funkelten. Bevor er mir eine Antwort gab, nahm er eine Magentablette.
Mit zwei Fingern klaubte er sie aus dem Tablettendöschen. »Nicht so voreilig, mein Lieber. Was wollen Sie in New York, wenn Ihr Gegner sich hier in London befindet?«
»Nur Shimada!«
»Auf den kommt es Ihnen doch an.«
Ich nickte heftig. »Das ist wahr, aber wir wollen auch Xorron haben. Ich denke noch mit Schrecken an die Zeit, als man ihn erweckt hatte. Das war furchtbar, Sir. Soll es jetzt wieder so sein? Vielleicht noch schlimmer, denn Xorron hat im Laufe der Zeit seine Erfahrungen sammeln können. Er weiß seine Kräfte besser einzuschätzen.«
Sir James schaute mich an, nickte und gab mir recht. »Trotzdem haben wir es hier mit zwei verschiedenen Paar Schuhen zu tun, obwohl ein Paar besser wäre.«
Ich verdrehte die Augen.
»Lassen Sie mal, John. Fliegen Sie nach New York. Sie haben ja Bekannte dort. Vielleicht können Sie das FBI einschalten, mir ist das egal, aber tun Sie mir einen Gefallen.«
Ich ahnte schon Schlimmes. »Und welchen?«

»Lassen Sie Suko hier!«

Der Hammer kam nach, das hatte ich mir gedacht. Für einen Moment biß ich die Zähne zusammen. Ich war verdammt wütend, aber ich konnte den Chef auch verstehen. Er rechnete damit, daß Shimada und Xorron gleichzeitig zuschlagen würden. Wenn sie das taten, geschah dies an zwei verschiedenen Stellen auf unserem Globus, und beide waren verdammt weit voneinander getrennt.

»Ich glaube auch, daß es besser sein wird, wenn ich in London bleibe«, stand Suko dem Superintendent bei. Er ging auch näher auf seine Behauptung ein. »Ich möchte gern bei Shao bleiben. Sie hat Kontakt zur Sonnengöttin gehabt. Es ist doch möglich, daß diese Verbindung wieder hergestellt wird.«

Ich hob die Augenbrauen und dachte nach. Wenn man es so betrachtete, hatte Suko eigentlich nicht unrecht. Natürlich konnte sich auch Shimada an Shao heranmachen. Andererseits wollte er auch Xorron stellen, und das sagte ich.

Sir James hielt ein Gegenargument parat. »Denken Sie an Logan Costello. Sie haben mir selbst gesagt, daß er sich in New York befindet. Er wird Sie zu Xorron führen.«

»Und zu Shimada?«

»Das ist die Frage.«

Der Superintendent war nicht zu überzeugen. Selten hatte er sich so gesträubt, und ich konnte da auch nichts machen. Er ließ meine Einwände nicht gelten.

»Möglicherweise hat er es überhaupt nicht bis New York geschafft«, sagte Suko. »Vielleicht treffen sie schon zusammen.«

»Man könnte sich mit dem FBI in Verbindung setzen«, schlug Suko vor.

»Das wäre nicht schlecht.«

Wir diskutierten noch einige Minuten. Sir James blieb bei seiner Meinung. Suko war ebenso Shimadas Gegner wie ich, und der Superintendent glaubte daran, daß dieser japanische Dämon auch meinen Freund unter Kontrolle halten wollte.

Ich stimmte schweren Herzens zu.

»Wenn es mir gelingt, ihn durch meine Anwesenheit an London zu binden, ist doch viel gewonnen«, erklärte mein Freund.

»Meinetwegen.«

»Wann wollen Sie fliegen?« wandte sich der Superintendent an mich.

»Wenn es geht, sofort. Und möglichst nicht mit einer Linienmaschine, sondern mit einem Düsenjäger der Air Force.«

»Das kriegen wir hin.«

Wenn unser Chef so etwas sagt, konnten wir uns fest darauf verlassen.

Er wollte schon anrufen, als das Telefon summte. Es war der interne

Hausapparat.
Sir James hob ab und hörte zu. Was man ihm durchgab, hörten wir nicht, erkannten jedoch an seiner Reaktion, daß es keine sehr gute Nachricht war, denn er kaute auf der Unterlippe, bei ihm ein Zeichen großer Nervosität.
Suko hob die Schultern. Ich tat es ihm nach, und als Sir James auflegte, hatte sich auf seiner Stirn ein Faltenmuster gebildet.
»Was ist denn geschehen, Sir?« fragte ich.
Er strich über sein Gesicht. »Sie haben doch vorhin jemand unten in den Untersuchungszellen abgeliefert, oder irre ich mich da?«
»Nein, Sir, Sie irren sich nicht.«
Suko hatte geantwortet. An ihn wandte sich der Superintendent auch.
»Dieser Mann ist tot.«
Wir erschraken beide und wurden bleich wie Leinwände. »Wie ist das möglich?«
»Er muß furchtbar gelitten haben. Die Männer berichteten, daß sie noch nie solche Schreie gehört hätten. Als sie ihn fanden, da sahen sie keinen Menschen mehr, sondern…«
»Einen blauen Klumpen«, fiel ich Sir James ins Wort.
»Genau, John.«
Ich schluckte. Shimada hatte wieder zugeschlagen. Und Sir James fragte: »Es ist wohl wirklich besser, wenn jemand von Ihnen hier in London bleibt.«
Dagegen sagte ich nichts.

***

Wer mit dem Schiff nach New York kommt, verläßt den Atlantischen Ozean, um in die Lower Bay einzulaufen, wobei er rechterhand schon die Westspitze von Coney Island passierte. Die beiden Stadtteile Staten Island und Brooklyn erschienen zu beiden Seiten des Schiffes, und vor dem Bug tauchte die Verrazano Narrows Bridge auf. Sie verbindet die Stadtteile miteinander.
Wer die Brücke dann hinter sich gelassen hat, gerät in die Upper Bay und kann bereits die Freiheitsstatue sehen, das Tor nach Manhattan, und er schaut hinein in die Mündung des Hudson River, an dessen Ufern sich auch der New Yorker Hafen befindet.
Linkerhand liegt Jersey City, auf der rechten Seite Manhattan. Der Fluß ist die Grenze zwischen den beiden Stadtteilen.
In Manhattan hielt sich Logan Costello auf. Wenn die Galeere anlegte, dann bestimmt an den Piers von Manhattan und nicht auf der Jersey-Seite.
Roberto Pasti hatte sich als wirklicher Freund und Helfer erwiesen und alles aufgeboten, was in seinen Kräften und seiner Macht stand. Er hatte seine Verbindungen spielen lassen. Sobald sich die Galeere

dem Festland näherte, würde es ihm gemeldet.

Er und sein Besucher aus London hockten in dem Caddy auf einem ziemlich weit südlich gelegenen Pier. Von ihm aus hatte man einen unverbauten Blick in die Upper Bay hinein, denn die großen Krananlagen standen weiter nördlich.

Der Abend hatte den Tag abgelöst. Dennoch war es kaum erträglicher geworden. In den Straßenschluchten der Millionenstadt dampfte der Asphalt. Die Hitze des Tages hatte sich wie mit gierigen Fingern in die Hauswände gekrallt, als wollte sie sie nie mehr loslassen. In diesen Nächten drehten manche Menschen durch, sie wurden fast tierisch. Da erschlug der Sohn seinen Vater, da gab es Morde am laufenden Band, Totschläge und Anfälle von Wahnsinn. In den Slums, wo es keine Klimaanlagen gab, mußten sich die aufgestauten Emotionen einfach Luft verschaffen.

Die Polizisten, in New York sowieso nicht verwöhnt, leisteten in diesen heißen Sommernächten Schwerstarbeit.

Von dieser Hitze merkten die beiden Mafiosi nichts. Sie warteten in dem voll klimatisierten Cadillac und tranken aus der Bar des Wagens italienischen Landwein. Wie helles Blut schimmerte er in den Kristallgläsern, und die beiden Männer nickten, wenn die edlen Tropfen über ihre Zungen rannen.

»Dieser Wein ist vorzüglich«, sagte Logan Costello schon zum drittenmal.

Pasti hob die Schultern, während er lächelte. »Ich lasse ihn aus Sizilien kommen.«

»Da habe ich auch meine Beziehungen.«

»Aber mein Wein wird von Papa Cervolucci angebaut. Er arbeitet nur für mich. Ich entlohne ihn fürstlich. Er ist mir ein Freund geworden. Sein Sohn arbeitet inzwischen auch für mich. Sehr loyal, der junge Mann. Ich lasse ihn in der Heimat Häuser kaufen und bauen.«

»Du weitest dein Imperium aus, nicht wahr?«

Pasti nickte. »Darauf kannst du dich verlassen. Man soll nie die Verbindungen zur alten Heimat abbrechen. Dies habe ich mir immer zur Devise gemacht.«

»Dabei fährst du nicht schlecht.«

»Das stimmt, mein Freund. Salute.« Pasti hob das Glas und trank dem Mann aus London zu.

Sie genossen den Wein. Die Wartezeit wurde ihnen auch nicht langweilig, denn sie sprachen über die »guten alten Zeiten«, die leider nicht mehr wiederkamen und wo beide noch so jung gewesen waren und selbst in die Kämpfe mit eingriffen.

»Es ist sehr ruhig hier«, stellte Costello nach einer Weile fest und wechselte das Thema.

»Du hast recht. Der Hafen ist leider nicht mehr das, was er einmal

war.«

»Die Krise?«

»Genau. Man hat einige Piers in New York stillgelegt und vieles nach Jersey rübergeschafft.«

»Weshalb?«

»Dort sind die Gebühren nicht so hoch. Jeder Reeder muß rechnen, weißt du?«

»Wein sagst du das?« stöhnte Logan Costello. »Mir ergeht es ja nicht anders, und bei dir ist es wahrscheinlich auch so. Oder täusche ich mich da?«

»Nein, das nicht.«

»Na bitte.«

Ein Schatten erschien neben dem Wagen. Es war einer der Leibwächter, auf die Pasti nicht verzichten wollte. Er hatte seine Leute gut verteilt, zudem standen sie miteinander in Sprechverbindung, ermöglicht durch flache Walkie-talkies.

Pasti drückte auf den Kontaktknopf, und die rechte hintere Scheibe des Caddy fuhr nach unten. Das schwere Panzerglas bewegte sich nur sehr langsam.

Nach brakigem Wasser riechende Luft drang in das Innere des Wagens.

»Es ist noch nichts in Sicht«, meldete der Mann.

»Habt ihr alles unter Kontrolle?«

»Ja, die Gläser sind ausgezeichnet. Sobald sich das Schiff der Verrazano Bridge nähert, müßten wir es sehen können.«

»Gut, haltet weiterhin die Augen offen.«

»Das machen wir.«

Pasti ließ die Scheibe wieder nach oben surren und lehnte sich zurück.

»Ich kann mich auf meine Männer verlassen.«

»Das ist gut«, meinte Costello. »Dennoch ist die Anzahl der Verräter größer als früher. Heute sind die Traditionen leider zu sehr verwischt, auch der Pöbel denkt nur noch ans Geld.«

»Kann man ihm einen Vorwurf machen?«

Logan Costello schaute Pasti überrascht an. »Diese Worte aus deinem Munde zu hören, überrascht mich.«

Pasti lachte. »Wieso?«

»Du hast dich zu sehr angepaßt. Das macht Amerika, New York. Jeder will einen schnellen Dollar machen und vergißt dabei das, worauf er aufgebaut hat.«

»Vielleicht…«

»Nein, sogar ganz bestimmt. Glaube es mir, mein Lieber. So und nicht anders ist es.«

»Du bist kein Optimist.«

Costello hob die Schultern. »Ich habe hinter die Kulissen geschaut und Dinge gesehen die unglaublich sind.«

»Ja, Dämonen.«

»Das auch.«

Pasti schüttelte den Kopf und schenkte Wein nach. »Ich bin nicht taub und hörte davon, aber ich kann es kaum glauben. Gibt es überhaupt Dämonen?«

Logan Costello ließ sich Zeit mit der Antwort. Er schaute durch die Scheibe auf den Pier, wo die vereinzelt stehenden Laternen ihr bläulich schimmerndes Licht dem Boden entgegenwarfen und Dunstschwaden durch die helleren Kreise trieben.

»Ja, Roberto, es gibt Dämonen. Ich habe mit Ihnen paktiert. Sie unterstützten mich, stärkten mir den Rücken und standen nur auf meiner Seite.«

»Liefen die Geschäfte danach besser?«

»Ja. Nicht finanziell, aber wenn ich Schwierigkeiten bekam, brauchte ich mich nur an meine Freunde zu wenden. Sie griffen dann ein.«

Roberto Pasti lächelte schmal. »Stimmt das?«

»Du kannst es mir glauben. Als drei meiner Konkurrenten versuchten, mir den Platz streitig zu machen, um in mein Gebiet einzudringen, da holten ich mir einen mächtigen Helfer von der anderen Seite.«

»Laß mich raten! War es vielleicht Xorron?«

»Das stimmt.«

»Und?«

»Nun, er kam mit der Leichenkutsche und räumte fürchterlich auf. Es überlebte niemand, und ich konnte mich wie der als den ungekrönten König von London bezeichnen.«[4]

»Was taten unsere Freunde?«

Wenn Mafiosi diesen Begriff verwendeten, wußten Eingeweihte sofort Bescheid, denn damit war die Polizei gemeint.

Costello hob die Schultern. »Sie kamen nicht dazu. Xorron ist ein Phänomen. Nenne mir die Waffe, die ihn töten kann?«

»Vielleicht besitzt dieser Shimada sie?«

»Kann sein, auch wenn ich es nicht glauben will. Du müßtest Xorron sehen, das ist unwahrscheinlich und unheimlich. Xorron ist ein Ereignis, ein Phänomen, man kann ihn nicht erklären, auch nicht begreifen. Man muß ihn gesehen haben.«

»Das werde ich ja bald.«

Nach dieser Antwort seines Freundes wurde Logan Costello sehr nachdenklich. »Ich bezeichne dich wirklich als meinen Freund, Roberto, und ich danke dir auch, daß du mir bisher so gut geholfen hast, aber ich möchte dich bitten, Xorron nicht auf die leichte Schulter zu nehmen.«

»Das tue ich nicht.«

»Doch. Du glaubst mir nicht so recht. Ich merke es. Du nimmst Xorron auf die leichte Schulter, und das ist nicht gut. Wenn er tatsächlich kommt und seine Galeere am Pier anlegt, möchte ich, daß sich deine Männer zurückziehen.«

»Ich auch?«

»Ja, Roberto, du auch.« Costello sprach mit sehr ernster Stimme.

»Xorron ist nicht nur unfaßbar, unerklärbar oder unerbittlich, man kann ihn auch nicht berechnen. Er ist grausam. Er ist ein dämonisches Naturereignis…«

»Aber Logan, du sprichst, wie ich dich noch nie reden gehört habe. Bist du so beeindruckt?«

»Das kannst du laut sagen.«

»Woher stammt er denn?«

»Das weiß wohl nicht einmal er selbst.«

»Aus New York?«

»Hier wurde er nur begraben. Solo Morasso hat ihn erweckt.«

»Hast du nie mit ihm gesprochen?«

»Xorron redet nicht.«

Roberto Pasti grinste. »Ich kann dir nicht glauben, Logan, wirklich nicht.«

»Bitte, halte dich an diese Regeln, wenn du überleben willst.«

»Aber Amico. Haben wir nicht jahrelang alles überstanden und waren jeder Gefahr…«

»Xorron ist kein normaler Gangster. Er ist…« Costello sprach nicht mehr weiter, denn der Bote kam wieder an den Wagen. Er lief sehr schnell, und die beiden Männer im Fond des Caddy ahnten, daß etwas Einschneidendes geschehen war.

Costello öffnete die breite Tür.

»Das Schiff ist bereits unterwegs. Es läuft New York an!« wurde ihnen gemeldet.

»Da hast du es«, sagte Costello und stieg aus. Auch sein Freund verließ den Wagen.

»Und wo?« fragte Pasti..

»Es hat die Brücke passiert!«

»Ist es tatsächlich eine Galeere?« fragte Costello.

»Ein Schiff, das von zahlreichen Menschen gerudert wird«, wurde ihm geantwortet.

Costello nickte. »Das ist sie.«

Auch Roberto Pasti war von einem gewissen Fieber gepackt worden. Er faßte an den Rahmen seiner Goldrandbrille und zuckte mit den Augenbrauen. »Wenn wir diese Galeere gesehen haben, dann auch andere«, sagte er.

»Du meinst die Bullen?«

»Ja.«

Costello verzog das Gesicht. Danach grinste er. »Die werden sich wundern, wenn sie versuchen sollten, an Bord zu gehen. Gegen lebende Leichen ist so gut wie kein Kraut gewachsen.«

»Es sei denn, man schießt ihnen in den Schädel«, konterte Pasti eiskalt.

»Stimmt. Bis das allerdings begriffen worden ist, haben die Zombies bereits zahlreiche Opfer gerissen. So mußt du das sehen, Roberto. Und jeder, der von einem Zombie getötet wird, verwandelt sich ebenfalls in eine lebende Leiche. Das ist das grausame dämonische Gesetz. Damit müssen wir uns abfinden.«

»Was ich nicht kann.«

»Lerne es!«

Pasti lachte bitter. Mit dem Kopf deutete er in südliche Richtung. »Sollen wir gehen?«

»Wenn du willst. Aber ich warne dich noch einmal. Nimm Xorron und seine Zombies nicht auf die leichte Schulter. Es könnte dir sehr schlecht bekommen.«

»Meine Leute sind gut bewaffnet.«

»Können Sie auch das Ziel treffen?«

»Sie haben es oft genug bewiesen. Und ich hämmerte ihnen ein, daß sie auf die Schädel halten sollen.« Pasti schüttelte den Kopf. »Es ist kaum zu fassen. Ein Film wird Wirklichkeit. Wenn mir das jemand vor einer Woche gesagt hätte, ich hätte ihn entweder ausgelacht oder erschießen lassen. Je nach Stimmung.«

Logan Costello erwiderte nichts. Er konnte seinen New Yorker Mafia-Freund sogar verstehen. An seiner Stelle hätte er wahrscheinlich nicht anders gehandelt.

Sie schritten über den Pier. Ein warmer Südwest-Wind wehte in ihre Gesichter. Erfrischung brachte er nicht. Nur den Gestank von brakigem Wasser. Irgendwie paßte der Geruch zu dem, was sie vorhatten. Roberto Pasti hatte fünf seiner besten Leute für die Überwachungsaufgabe ausgesucht. Sie standen an strategisch günstigen Punkten des Piers, und der Chef dieser Gruppe hockte auf dem Dach eines Lagerhauses. Von dort hatte er einen ausgezeichneten Blick über das Wasser, bis hin zur angestrahlten Freiheits-Statue und zur hellen Lichterkette der Verrazano Bridge.

Der Mann hieß Jacques Cavelli. Er hörte die Schritte, drehte sich um und sah die beiden Männer. Sofort verließ er seinen Standort und baute sich am Dachrand auf.

»Wie weit ist das Schiff gekommen?« fragte Pasti.

»Es hat bereits Liberty Island passiert.«

»Dann ist es gleich da.« Pasti atmete tief ein. »Hast du die Bullen gesehen?«

»Nein.«

Pasti schüttelte den Kopf. »Das ist seltsam, verdammt seltsam«, murmelte er.

»Ja, finde ich auch«, stimmte Costello ihm bei. »Es gibt hier schließlich eine River Police.«

»Ich bin mißtrauisch. Die hätten schon längst eingegriffen, wenn alles normal verlaufen wäre. Eine Galeere, die nach New York einläuft. Das ist absurd, unwahrscheinlich. Darum muß man sich einfach kümmern.«

»Und weshalb tut man es nicht?« fragte Costello.

»Das ist eben die Frage, die mich am meisten beschäftigt, wie du dir vorstellen kannst.«

»Wahrscheinlich wissen die Bullen längst Bescheid.«

Pastis Lippen zuckten. »Das ist unmöglich«, flüsterte er. »Von mir haben sie nichts erfahren.«

»Nein, sicher nicht. Aber es gibt auch andere Informationsquellen, wie du dir sicherlich denken kannst.«

»Und welche?«

»Sinclair!«

Pastis Augen leuchteten. Er ballte eine Hand zur Faust und schlug damit in die Luft. »Sinclair! Immer wieder Sinclair. Ich werde noch verrückt, wenn ich daran denke.«

»So ist es aber.«

»Was hat er denn damit zu tun, zum Henker? Dein Oberinspektor und Intimfeind befindet sich in London, nicht in New York. Nein, Logan, du redest dir da etwas ein.«

»Unterschätze ihn nicht. Er ist mit allen Wassern gewaschen. Man kennt ihn auch hier.«

»Besitzt er einen so großen Einfluß, daß er polizeiliche Aktivitäten stoppen kann?«

»Nach allem, was hier geschehen ist, ganz sicher«, erwiderte Logan Costello. »Und was machen wir jetzt?«

»Gar nichts. Wenn Sinclair tatsächlich in New York ist, werden wir auch mit ihm zusammentreffen.«

»Ich sage meinen Leuten Bescheid, daß sie auf ihn achten sollen. Sie können ohne Vorwarnung schießen.«

Costello nickte. Der Geisterjäger war für ihn zu einem Problem geworden. Sehr oft dachte der Mafioso an ihn. Ihre Wege hatten sich oft gekreuzt, immer wieder waren sie sich begegnet, aber es war nie zu einer Entscheidung gekommen.

Diesmal hatte Costello ein gutes Gefühl. Er konnte sich auf seinen New Yorker Freund verlassen. Wenn Pasti die Profikiller auf Sinclair hetzte, hatte dieser so gut wie keine Chance. Und Costello glaubte auch, daß er mit Xorron fertig wurde. Xorron hatte sich bisher immer auf seine Seite gestellt, und wenn Costello ihn nun warnte, zeigte sich

Xorron vielleicht erkenntlich.

Mit diesen Gedanken und Schlußfolgerungen beschäftigt, schlenderte er über den Pier. Er schaute auf das dunkle, fast schwarze Wasser des Hudson.

Der Fluß gurgelte und strömte, schmatzte und wälzte seine mächtigen Fluten in die Upper Bay hinein. Es herrschte nur wenig Schiffsverkehr.

Die schweren Frachter liefen die Piers meist tagsüber an.

Aber die Nacht war nicht ruhig. Auch in der Dunkelheit wurde im Hafen gearbeitet. Das Hämmern, Quietschen und Kreischen der Kräne und Winden hallte bis zu den leeren Piers hinüber. Weiter nördlich waren die Anlegestegs in helles Licht getaucht.

Logan Costello blieb dort stehen, wo die Galeere anlegen mußte.

Roberto Pasti war zurückgeblieben, weil er seine Männer noch instruieren mußte.

Costello schaute über das Wasser. Er blickte den Wellen nach, die sich dem offenen Meer entgegenwälzten.

Lichter funkelten auf der Oberfläche. Es war das Streulicht irgendeiner Quelle, die Costello nicht sah.

Dafür entdeckte er etwas anderes.

Einen gewaltigen Körper mit schlaff von den Masten hängenden Segeln.

Er kämpfte trotzdem gegen die Strömung an, denn zahlreiche Totenklauen bedienten die Ruder.

Die Zombies lenkten und steuerten die Galeere.

Costello atmete tief. Es war also doch geschehen. Das Grauen hatte New York erreicht…

***

Wir lagen wie ein Brett in der Luft. Zweifache Schallgeschwindigkeit, das war schon was.

Ich kam mir dabei vor wie eine Ölsardine in der Dose, lag mehr in dem Sitz, als ich saß, und konnte selbst nichts tun, denn mein Schicksal lag einzig und allein in Händen des Piloten, der diesen modernen Düsenjäger flog.

Er saß vor mir. Ich konnte ihn kaum erkennen, weil die Rückenlehne zu hoch war. Allerdings sah ich einen Teil des Helms.

Mit den technischen Dingen hatte man mich schon zuvor vertraut gemacht. Ich wußte, wie man die Kanzel wegsprengte, wenn Gefahr drohte, und mir war auch bekannt, wie ich den Schleudersitz betätigen mußte. Sicherheit ging vor, wobei ich hoffte, daß ich meine Kenntnisse nicht anzuwenden brauchte.

Und über uns der Himmel.

So hätte man den Flug umschreiben können. Wir jagten über den

Wolken dahin. Ich sah eine blanke, wie geputzt wirkende Fläche, die hin und wieder in seltsame Farben leuchtete. Mal schwarz, dann wieder grau, und sogar einen rötlichen Schimmer entdeckte ich.

Mit dem Piloten stand ich per Kopfhörer in Sprechverbindung. Aber auch schon mit New York und dem zuständigen hohen Beamten, der dort das Sagen hatte.

Sir James hatte sich zuvor mit ihnen in Verbindung gesetzt. Es gab Männer, die sich noch sehr gut an den Fall der Ghouls und Zombies erinnerten, als Xorron erweckt wurde. Diesmal flog ich offiziell in die Stadt zwischen Hudson und East River. Nicht wie bei meinem letzten Fall, der mich nach New York geführt und wo ich gegen Gatano gekämpft hatte. Da hatte ich mich praktisch nach Manhattan geschlichen, um meiner guten, leider verstorbenen Freundin Tanith zu helfen.[5]

Das war vorbei, und neue Aufgaben warteten auf mich. Sie würden viel schwerer sein.

Die New Yorker Kollegen hatten meiner Bitte entsprochen und kein Aufsehen erregt. Es sollte keine große Aktion laufen, aber man wollte trotzdem etwas tun.

So waren zahlreiche Polizisten in Alarmbereitschaft versetzt worden und warteten auf den Einsatzbefehl. Andere wiederum beobachteten nur. Sie hatten den Hafen und seine Zufahrt in ihrem Blickwinkel, so daß Xorron und seine Helfer nicht unbeobachtet nach New York gelangen konnten.

Und noch etwas wurde mir mitgeteilt. Auf der Brücke eines New York anlaufenden Tankers hatten die Offiziere einen verschlüsselten Funkspruch aufgefangen. Es war ein Hilferuf. Der Kapitän eines Fischtrawlers hatte ihn abgegeben. Wirklich nur Bruchstücke, aber man konnte sich etwas zusammenreimen.

Galeere, Zombies, Tote…

Deshalb wußte ich nun, wie Xorron nach New York kommen würde. Auf einer Galeere, und wahrscheinlich wurde sie von seinen Dienern, den lebenden Toten, gerudert.

Unvorstellbar…

Aber Xorron war immer für Überraschungen gut.

Aus New York erhielt ich die beruhigende Meldung, daß alles vorbereitet war und wir uns keine Sorgen zu machen brauchten.

Dann hörte ich ein kratzendes Lachen. Der Pilot hatte es ausgestoßen.

»Klappt doch prima, nicht?«

»Ja, das stimmt.«

»Und wie fühlen Sie sich?«

»Ganz ehrlich?«

»Sicher.«

»Ein wenig schwindlig. Ich fliege schließlich nicht jeden Tag in einem Jäger.«

»Ja, das Gefühl kenne ich. Es packte mich früher auch gelegentlich, aber es wird sich wieder legen.«

»Das will ich hoffen.«

Manchmal wischten Wolkenfetzen vorbei. Es waren Schleier, die so schnell wieder verschwanden, daß ich sie kaum wahrnehmen konnte.

Wenn ich darüber nachdachte, wie hoch die Geschwindigkeit war, mit der wir flogen, konnte ich schon Magendrücken bekommen.

Selten hatte ich einen so prächtigen Sternenhimmel gesehen. Sonst nur an klaren Wintertagen. Das All schien sich meinem Blick zu öffnen.

Ein wunderbares Bild, und wieder einmal kam man sich so klein vor.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit diesen philosophischen Betrachtungen, und ich dachte auch an meinen Job. Ihn konnte ich leider nicht philosophisch betrachten, sondern mußte ihn verdammt real sehen.

Ansonsten würde ich kaum überleben.

Es dauerte nicht mehr lange, dann hatten wir unser Ziel erreicht. Wir landeten nicht auf dem Kennedy International Airport, sondern auf dem Gelände der Naval Air Station, auch Floyd Bennett Field genannt. Es war der militärische Flughafen des Großraums New York und lag an der Südwestseite der Jamaica Bay, praktisch dem Kennedy Airport gegenüber.

Bisher war der Flug ruhig und ausgezeichnet verlaufen. Wie ein silberner Pfeil schossen wir durch die Finsternis des Himmels. Es war eine seltsame Dunkelheit. Zwar vorhanden, aber dennoch nicht so finster, sondern von einer gewissen Helle durchzogen.

Daß wir tiefer gingen, merkte ich kaum. Nur das Zurücknehmen der Geschwindigkeit verursachte bei mir ein wenig Magendrücken.

Ansonsten blieb alles beim alten.

»Landung in drei Minuten«, meldete der Pilot.

Er hielt die Zeit ein. Und es klappte alles ausgezeichnet. Als ich die Lichterketten des Flughafens sah, atmete ich tief durch und auch auf. Ein wenig steif und mit einem Brummschädel kletterte ich aus der Maschine.

Ich befand mich auf New Yorker Boden.

Und Xorron ebenfalls, wie ich hörte…

***

Logan Costello bezeichnete sich selbst als einen Realisten. Er ließ sich so gut wie nicht erschüttern, aber dieser Anblick, der ihm geboten wurde, warf ihn fast in hohem Bogen aus der Bahn.

Die Galeere wurde an den Pier gerudert.

Sie hatte klein ausgesehen, doch sie wuchs förmlich in die Höhe. Mit jedem Yard, den sie sich näherte. Ein gewaltiges Schiff mit einem stumpfen Rumpf.

Kein Kommando schallte über das Deck. Die Untoten wußten auch so, was sie zu tun hatten.

An beiden Seiten der Bordwand schauten die Ruderstangen aus den Öffnungen. Sie wurden jetzt langsamer bewegt, die Galeere hatte ihren Kurs geändert und wurde mit der Steuerbordseite zuerst an den Pier getragen, auf dem die einsame Gestalt des Mafioso Logan Costello stand.

Bisher hatte er Xorron nicht gesehen. Nun aber sprang die gewaltige Gestalt dieses Urmonstrums von Deck und landete dicht neben Costello auf dem Pier, wobei Xorron in seinen Pranken zwei Taue hielt, die er um die Poller wickeln wollte.

Costello war so überrascht, daß er hastig einige Sätze nach hinten sprang, aber Xorron kümmerte sich nicht um ihn, sondern ging seiner Arbeit nach und vertäute die Galeere.

Costello beobachtete ihn dabei.

Xorron hatte sich nicht verändert. Nach wie vor schimmerten unter seiner Haut die Knochen grünlich. Wenn er sich bewegte, machten diese die Bewegung mit, so daß es wirkte, als bestünden sie aus Gummi. Wie dick die Haut war, hatte wohl noch niemand gemessen, jedenfalls hielt sie einiges aus, und sie galt als unzerstörbar.

Xorron arbeitete wie ein alter Seemann. Er pullte die Taue fest, richtete sich dann auf und drehte sich um.

Sein Blick fiel auf Logan Costello!

Der Mafioso stand wie ein Denkmal auf dem Fleck. Nichts rührte sich in seinem Gesicht. Er starrte Xorron an, nur seine Hautfarbe hatte sich ein wenig verändert. Sie war bleicher geworden, denn auch Logan Costello war sich nicht sicher, wie Xorron reagieren würde. Ihn konnte man einfach nicht berechnen. Er reagierte nicht wie ein Mensch, sondern tat das, was ihm gerade in den Sinn kam.

Costello hob die Hand. Es war eine zögernde Bewegung. Verlassen und einsam stand er auf dem Pier, von dem New Yorker Mafiosi war nichts zu sehen. Roberto Pasti hatte Logans Rat befolgt und seine Männer zurückgehalten, was hoffentlich so blieb.

Xorron starrte Costello an. Dabei wußte der Mafioso nicht, ob das Monstrum vor ihm seine Augen geöffnet hatte. In der Dunkelheit war es jedenfalls nicht zu erkennen.

Langsam ließ Costello den Arm sinken. Er hatte eingesehen, daß er von Xorron keine Reaktion erwarten konnte. Ein wenig mulmig war ihm schon zumute, denn er konnte Xorron nicht ausrechnen. Obwohl er Costello in London geholfen hatte, Probleme aus der Welt zu schaffen, brauchte er an diesem späten Abend nicht so zu handeln,

denn bestimmt kochte er sein eigenes Süppchen.
Aber Costello hatte einen Plan. Er war bis ins letzte Detail durchdacht, und er sah nicht ein, daß er diese Vorsätze aus nichtigen Gründen aufgeben sollte.
Deshalb sprach er Xorron an. »Ich grüße dich«, sagte er mit leicht kratziger Stimme.
Xorron reagierte kaum. Er ging nur einen Schritt vor und ballte die rechte Hand zur Faust. Dann geschah etwas, das Costello überraschte, denn Xorron konnte reden. Sogar in englisch, so daß der Mafioso ihn gut verstehen konnte. »Was willst du?«
Costello atmete auf. In seinen Augen blitzte es. Seiner Ansicht nach hatte er die erste Hürde überwunden, denn Xorron griff ihn nicht an, und das war gut so.
»Ich habe dich erwartet!«
»Und weshalb?«
»Weil ich dich warnen will.«
Xorrons Lachen klang ebenso kratzig wie seine Stimme. Er drückte den Kopf zurück und wollte sich überhaupt nicht mehr beruhigen. Dann stellte er sich wieder aufrecht hin und fixierte Costello aus Augen, die eigentlich gar keine waren, sondern nur kalte, irgendwie rötlich schillernde Punkte.
»Was hast du mir zu sagen?«
»Du bist der einzige Überlebende der Mordliga. Niemand weiß, was mit Lupina geschehen ist, aber man will dich töten. Jemand steht bereit, um dir die Macht streitig zu machen, und er hat mich eingesetzt, um dich in die Falle zu locken. Ich werde…«
»Den Namen!« verlangte Xorron.
»Shimada!«
Logan Costello kannte Xorron schon eine Weile. Bisher hatte er bei ihm niemals eine irgendwie an Menschlichkeit erinnernde Reaktion festgestellt. Dies änderte sich nun. Kaum hatte Xorron den Namen Shimada gehört, als er seinen rechten Fuß in die Höhe hob und ihn dann wieder zurückschmetterte.
Der Boden dröhnte, und Costello hatte Angst, daß Xorron ein Loch hineingestanzt hätte. »Shimada!« schrie er.
»Du kennst ihn?«
»Ja!« Xorron drehte seinen Kopf und schaute zum Schiff hin. Dort tat sich noch nichts. Die Zombies hielten sich zurück, aber Costello wußte, daß Xorron sie gedanklich in Alarmbereitschaft versetzt hatte.
»Wo ist er?«
Der Mafioso, der über Hunderte von Gangstern gebot, hob nur die Schultern. Gegen Xorron wirkte er wie ein Wicht und wurde noch kleiner, als das Monstrum ihn mit einem Satz erreichte, zupackte und Costello in die Höhe hievte.

Er ließ ihn zappeln.

»Wo ist er?« schrie er noch einmal.

Costello sah das Gesicht des Monstrums dicht vor dem seinen. Er konnte jetzt jede Einzelheit wahrnehmen, aber er entdeckte keinerlei Falten in diesem glatten Gesicht. Die Haut wirkte wie eingeschmiert.

Er öffnete den Mund. Costello sah die gefährlichen Reißzähne. Sie bestanden aus einem Material, das vielleicht mit Stahl zu vergleichen war, aber bestimmt nicht daraus bestand.

Costello raffte allen Mut zusammen. »Ich weiß es nicht!« keuchte er.

»Verdammt, ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Das mußt du mir glauben, wirklich.«

»Du hast mit ihm gesprochen!«

»Ja, er war bei mir!«

Xorron stellte Costello so wuchtig zu Boden, daß der Mafioso fast zusammenbrach. Ein Knöchel schmerzte furchtbar.

»Ich soll Shimada sagen, wo du dich aufhältst«, flüsterte er. »Aber ich werde es nicht tun. Ich wollte dich warnen, damit du ihm zuvorkommen kannst, denn du bist der Herr der Zombies, und du sollst es auch bleiben, Xorron!«

»Das werde ich!«

Logan Costello atmete auf. Instinktiv hatte er erfaßt, daß die Gefahr nun vorbei war. Er war das losgeworden, was er hatte loswerden wollen, und allein darauf war es ihm angekommen.

Und er stellte jetzt seinerseits Fragen. »Du kennst Shimada, nicht wahr?«

»Ich kenne ihn gut.«

»Woher?«

»Aus einer Zeit, wo es kaum Menschen gab. Doch das ist egal. Heute werde ich ihm beweisen, daß ich der stärkste von uns beiden bin, und ich habe meine Diener mitgebracht, die er noch suchen muß. Ich und mein Totenheer werden ihn vernichten.«

»Wobei ich auf deiner Seite stehe!«

»Was spielt das für eine Rolle?«

Logan Costello wiegte den Kopf. »Sag das nicht. Ich könnte dir einige Tips geben.«

»Ich will Shimada!«

»Vielleicht sollten wir auf ihn warten. Aber er muß erst wissen, wo er dich finden kann.«

»Das werde ich ihm beweisen. Ich locke ihn her und…« Plötzlich verstummte Xorron, denn er hatte auf dem Pier eine Bewegung gesehen, die ihm überhaupt nicht gefiel.

Auch Costello merkte dies, drehte den Kopf und sah eine schmale Gestalt über das Pflaster laufen.

Es war Roberto Pasti!

Costello schüttelte den Kopf. War dieser Kerl denn verrückt geworden?

Der konnte doch nicht sein Versteck verlassen und einfach auf den Pier laufen, um sich einzumischen.

Noch griff Xorron nicht ein. Aber Costello wollte nicht länger warten.

»Hau ab, Roberto!« schrie er. »Mach dich um Himmels willen nicht unglücklich. Verschwinde!«

Pasti hörte nicht. Er ging weiter, hob sogar noch die Hand und winkte.

»Wer ist das?« fragte Xorron scharf.

»Ein Freund, der mir…«

»Du wußtest davon?«

»Nein, ja, ich…« Costello war durcheinander. Er wußte, daß sein Partner aus New York einen Fehler gemacht hatte. Hoffentlich verstand Xorron es nicht falsch, denn Pastis Leben war sonst keinen Pfifferling mehr wert.

Roberto Pasti blieb stehen. Er hatte die Warnung endlich begriffen. Dafür hob er die rechte Hand.

Mit dieser Geste verschlimmerte er die Lage noch. Denn es war der Einsatzbefehl für seine im Hintergrund lauernden Leute.

Sie würden ihre Positionen einnehmen und die mit Zielfernrohren ausgerüsteten Gewehre auf den Körper des Unbesiegbaren richten.

Und er war unbesiegbar. Mit Kugeln nicht zu töten. Daran gab es nichts zu rütteln.

Was würde Xorron tun?

Die Situation stand auf des Messers Schneide. Costello kam sich vor wie auf einer großen Bühne, auf der nur drei Akteure spielten, wobei die Galeere im Hintergrund eine fremd wirkende Kulisse bildete.

Es verstrichen die Sekunden.

Und Xorron bewegte sich, aber er tat das, womit Logan Costello nicht gerechnet hatte.

Xorron drehte sich um, wandte beiden Mafiosi den Rücken zu, schritt auf die Galeere zu, umfaßte mit beiden Pranken die Bordwand, zog sich hoch und verschwand auf dem Schiff.

Kein Schuß war gefallen.

Noch nicht…

Costello stöhnte auf. »Das halte ich nicht aus«, flüsterte der knallharte Mafiaboß, »verdammt, das halte ich nicht aus…«

***

»Wieso nicht?« Die Frage hatte Roberto Pasti gestellt, als er langsam näherkam.

Costello schüttelte den Kopf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Himmel, ich werde noch verrückt. Mensch, Roberto, so nahe bist du deinem Sarg noch nie gewesen.«

Pasti blieb einen Schritt vor seinem Freund aus London stehen. »Was hast du denn? Es lief doch alles glatt.«

»Ja, ja…«

Pasti deutete auf das Schiff. »War das dein Supermonster Xorron, von dem du immer berichtet hast?«

»Genau.«

Roberto Pasti grinste. »Das hatte ich mir allerdings anders vorgestellt.«

»Und wie?«

»Na, wie ein Monstrum.«

»Reicht dir der denn nicht?«

»Wieso? Als Monstrum kann man ihn doch nicht gerade bezeichnen, meine ich. Er ist…« Pasti lächelte und wies an Costello vorbei. »Da haben Sie sogar einen Kapitän auf dem Schiff.«

Logan Costello schwang herum. Er schaute zur Reling hin und sah tatsächlich den Kopf eines Kapitäns. Jedenfalls schaute das Gesicht darüber hinweg, und der Mann trug eine Schiffermütze aus dunklem Stoff und mit einem helleren Schirm.

Costello wußte Bescheid. »Das ist ein Toter!« hauchte er.

»Sieht mir aber verdammt lebendig aus.«

»Roberto, glaub mir…«

»Hör auf, du kannst mich doch hier nicht reinlegen! Nein, nein, wir werden der Sache auf den Grund gehen. Ich habe meinen Männern schon Bescheid gegeben, nur eben den Schießbefehl zurückgehalten. Da kommen sie. Jetzt werden wir mal sehen, was Xorron uns zu bieten hat!« Er fing an zu lachen.

Costello hätte die Hälfte seines Vermögens dafür gegeben, jetzt weit weg zu sein. Das war leider nicht möglich. So mußte er zusehen, wie sich das Drama weiterentwickelte.

Fünf Leute hatte Pasti mitgebracht. Sie kamen aus allen Richtungen. In der Dunkelheit hoben sie sich zuerst kaum vom Boden ab, doch sie kristallisierten sich hervor, je näher sie kamen.

Es waren knallharte, eiskalte Typen. Die automatischen Gewehre hielten sie fast locker in den Händen.

Wie Geister kamen sie heran. Die Gummisohlen unter ihren Schuhen ermöglichten ein fast lautloses Gehen. Noch gab es eine Chance, und die wollte Logan Costello unbedingt nützen.

Er kreiselte zu Pasti herum und faßte dessen Jackettaufschläge, wobei er den Mantel noch zur Seite schlug. »Roberto, bitte, pfeif deine Leute zurück.«

»Laß mich los, verdammt!«

»Nein, es wird…«

Pasti riß sich frei. Seine Brille war verrutscht. Die Augen schienen zu glühen, als er den Mann aus London anstarrte. »Wenn ein anderer das getan hätte, wäre er jetzt tot«, knirschte der New Yorker Mafiaboß. »Das schwöre ich dir.«

»Dabei meine ich es nur gut mit dir, Roberto!«

Pasti achtete nicht auf den quälenden Ausdruck in Costellos Gesicht. Er drehte sich um und spie zu Boden. Eine Geste der Verachtung, die Costello hart traf. Mit dieser Uneinsichtigkeit seines New Yorker Freundes hatte er nicht gerechnet.

Der Mafioso aus den Staaten schritt seinen fünf Killern entgegen. Jacques Cavelli hatte die Führung übernommen. Über seiner rechten Schulter hing der Riemen einer kurzläufigen MPi.

Pasti redete mit ihm. Cavelli hörte aufmerksam zu, schaute hin und wieder auf die Galeere, bevor er nickte.

Logan Costello hielt sich im Hintergrund. Für ihn war das Spiel so gut wie gelaufen. Er wußte, daß er den New Yorker Mafioso durch nichts mehr überzeugen konnte. Pasti ließ sich nicht mehr hereinreden. Der würde alles in die eigenen Hände nehmen.

Die Killer waren dunkel gekleidet. Ein weißes Hemd hätte in der Nacht eine zu gute Zielscheibe abgegeben. Nur ihre Gesichter schimmerten heller und natürlich auch der Stahl ihrer Waffen. Cavelli trug eine MPi.

Die anderen vier verließen sich auf ihre automatischen Gewehre.

Was die Männer miteinander besprachen, konnte Logan Costello nicht verstehen. Natürlich stand die Galeere im Mittelpunkt. Hin und wieder deuteten die Killer auf das Schiff. Den Zeichen entnahm Costello, daß sie sich damit vertraut machten, das Schiff zu stürmen.

Dann liefen sie in den Tod!

Costello spürte ein kurzes Magendrücken, als er daran dachte. Es gab keine andere Möglichkeit für ihn. Auch noch so abgebrühte Mafiakiller konnten gegen lebende Tote nicht gewinnen. Aber das war ihnen nicht begreiflich zu machen.

Roberto Pasti hatte seine Rede beendet. Die Männer blieben auf dem Kai, für Costello ein Beweis, daß sie sich entschlossen hatten, den Vorgängen auf den Grund zu gehen.

Pasti ging auf den Mann aus London zu. Um seine Lippen spielte ein freudloses Lächeln. »Das Spiel geht weiter, Amico«, sagte er, »aber nach meinen Regeln. Ich habe dir schon viel zu lange die Initiative überlassen.«

»Ihr macht euch unglücklich«, flüsterte Costello und schüttelte den Kopf. »Wirklich.«

»Laß das nur unsere Sorge sein. Aber du wirst das Vergnügen haben, uns begleiten zu dürfen.«

»Ich soll aufs Schiff?«

»Natürlich.«
»Wollt ihr einen Zeugen haben, wenn ihr sterbt?«
»Witzbold. Wir haben nicht vor, zu sterben, aber wir werden uns diesen Xorron einmal näher anschauen. Er scheint mir sehr interessant zu sein. Ich habe ihn sogar fotografiert.«
Da lachte Costello leise. »Dämonen lassen sich nicht fotografieren, du…«
»Hör auf und komm!« Pasti faßte den Arm seines Freundes. Er dirigierte Costello so, daß er zur Galeere schauen konnte. »Leider werden wir etwas klettern müssen, aber das macht dir doch sicherlich nichts aus oder?«
»Nein, nein, natürlich nicht.«
Eingerahmt von fünf Killern schritten die beiden mächtigen Mafiosi auf die Galeere zu.
Logan Costello sagte nichts mehr. Es hatte keinen Sinn, ein Wort zu verschwenden, die anderen hätten ihm nicht geglaubt. Vielleicht dachte Pasti anders, wenn die ersten Toten vor seinen Füßen lagen. Dann allerdings war es zu spät.
Es bereitete ihnen keine Mühe, an Bord der Galeere zu klettern. Die Killer halfen ihrem Chef, und auch Costello wurde hochgeschoben.
Logan konnte erkennen, daß Jacques Cavelli immer ein Auge auf ihn hatte. Pasti traute seinem Londoner Freund nicht mehr.
Sollte er…
An Bord war es ruhig.
Logan Costello empfand die Ruhe als trügerisch und gefährlich. Auch die anderen Männer merkten, daß hier einiges nicht mit rechten Dingen zuging.
Sie standen auch nicht mehr aufrecht, sondern hatten sich leicht geduckt, als wären da unsichtbare Gewichte, die auf ihnen lasteten.
Ihre Körper standen unter Spannung, die Augen funkelten. Überall schauten sie hin.
Viel konnten sie nicht sehen. Ein schlaff hängendes Segel versperrte ihnen den Blick. Von den anderen Piers her hallten die Geräusche zu ihnen rüber.
Sie hörten sich dumpfer an als sonst. Aber es lag kein Nebel über dem Hafen, der einen Teil der Echos geschluckt hätte.
Auf dem Deck stand auch ein primitives Ruderhaus. Davor befand sich der offene Einstieg zum unteren Deck.
Keine Spur von Xorron!
»Dein Superfreund scheint sich vor Angst verkrochen zu haben«, bemerkte Pasti voller Spott.
»Glaub das nur nicht.«
Pasti winkte ab. Er wandte sich an seine Männer. »So, Leute, durchsucht das Schiff!«

Darauf hatten die fünf gewartet. Cavelli setzte sich an die Spitze. Er drückte sich als erster an dem schlaff herabhängenden Segel vorbei und betrat den breiten Gang zwischen den Ruderbänken. Pasti und Costello folgten ihm, die restlichen vier schlossen sich den beiden Führern an.

Da entdeckten sie die Zombies!

Bisher war ihnen der Blick verwehrt gewesen. Nun aber sahen sie die lebenden Toten auf den Ruderbänken hocken.

Es war ein Bild des Schreckens.

Neben Costello stieß Pasti scharf die Luft aus. Damit hatte er nicht gerechnet. Er entdeckte Gestalten, die er höchstens in seinen Alpträumen gesehen hatte.

Schreckliche Wesen. Manche von ihnen waren vermodert, halb verwest, andere besaßen aufgequollene Gesichter, bei einigen fehlten auch Körperteile, doch eins hatten alle gemeinsam.

Sie hockten oder lagen auf ihren Bänken, und die Totenklauen hielten die Runderstangen umfaßt. Die Zombies schienen eingefroren zu sein, denn niemand von ihnen rührte sich.

Cavelli drehte sich um. Er übernahm als erster das Wort. »Die sind tot«, hauchte er.

»Sieht so aus…«

»Grauenhaft. Aber wie und von wem ist das Schiff gerudert worden?«

Costello fand es an der Zeit, eine Erklärung abzugeben. »Sie sind nicht tot«, sagte er gerade so laut, daß ihn die Männer verstehen konnten.

»Es sind lebende Leichen, Zombies. Glaubt mir! Ich weiß es genau.«

»Dann sollen sie doch aufstehen!« zischte Pasti.

»Lieber nicht.«

Pasti holte tief Luft. »Laßt euch nicht fertigmachen, Jungs«, sagte er.

»Wir durchsuchen das verdammte Schiff.« Er bückte sich und legte mit Widerwillen eine Hand auf die Schulter eines Zombies. Seine Finger fühlten das weiche Fleisch. Als er an der Leiche zog, da bekam sie das Übergewicht und fiel von der Ruderbank in den Mittelgang. Vor seinen Füßen blieb sie liegen.

Pasti lachte krächzend. »Ein lebender Toter. Sehr gut, Logan. Schau, wie er lebt! Die Augen glotzten mich an wie dünne Schweinsblasen.«

»Du machst einen Riesenfehler, Roberto!«

»Das kannst du getrost mir überlassen! Durchsucht das Schiff weiter!«

Die Mafiosi fühlten sich nicht sehr wohl. Deutlich konnte man dies von ihren Gesichtern ablesen. Die Haut war fast so bleich wie die der Leichen, die auf den Ruderbänken hockten. Sie waren es gewohnt, sich mit Konkurrenten zu schießen, hatten bereits harte Kämpfe hinter sich und zahlreiche Morde auf dem Kerbholz. Doch diese Leichen hier machten auch die härtesten Killer mürbe. Sie fühlten sich verdammt

unwohl und krallten sich an ihren automatischen Schnellfeuer-Gewehren fest, als wären es die letzten Rettungsanker.

Kein Zombie rührte sich. Völlig apathisch und bewegungslos hingen sie auf den Bänken und hielten noch die Ruderstangen umklammert, als hätten sie nur eine Pause eingelegt, um einen Augenblick später wieder wegrudern zu können.

Bis zum Heck schritten sie, schauten von dort aus über das schwarze Wasser des Hudson, auf dessen Wellen hin und wieder kleine Lichter tanzen.

Kein Boot der »River Police« lauerte in der Nähe. Die breite Mündung schien »rein« zu sein.

»Den Weg wieder zurück!« ordnete Pasti an.

Seine Männer gehorchten. Auch Costello blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten. Er drehte sich um und wußte auch, was Pasti vorhatte. Bestimmt wollte er das untere Deck durchsuchen.

Vor der Luke blieb er stehen. Er hatte den Kopf ein wenig gesenkt und schaute in die dunkle Öffnung hinein. »Wahrscheinlich wird sich dein Wunderknabe da unten verkrochen haben«, sagte er. »Also gehen wir ihn suchen.«

»Roberto, bitte!« Costello versuchte es ein letztes Mal, sagte aber nichts mehr, als er den Blick des New Yorker sah.

Jacques Cavelli wurde als Kundschafter zuerst in die Tiefe geschickt. Er ging sehr vorsichtig. Seine MPi hielt er feuerbereit, und mit geschmeidiger Bewegung tauchte er in die Luke ein, um in dem Bauch des Schiffes zu verschwinden.

Die anderen hörten seine Tritte und wenig später die Stimme des Mannes verklingen.

»Er ist nicht hier.«

»Kannst du denn etwas sehen?« fragte Pasti.

»So ungefähr. Einen Typ wie diesen Xorron hätte ich immer entdeckt, das kannst du mir glauben.«

»Wie sieht es sonst aus?«

»Tote!«

»Da auch?«

»Ja. Hier findet ihr die gleichen Ruderbänke wie oben. Und keiner dieser Burschen bewegt sich.«

»Denk an den Kapitän!« flüsterte Costello scharf. »Du hast ihn doch gesehen, als er über die Bordwand schaute, und da hat er sich bewegt, Roberto.«

Pasti hörte nicht auf seinen Londoner Freund. Er entschied sich für den Abstieg. »Wir kommen, Jacques.«

»Bene, ich warte!«

Der Reihe nach verschwanden die Männer im Bauch der Galeere.

Costello hatte das Gefühl, immer mehr in Richtung Hölle zu laufen.

Schon längst hatte er seinen Plan bereut. Er hätte sich raushalten sollen, doch nun steckte er in einem gefährlichen Sumpf, dem er wohl kaum mehr entkommen konnte.

Jacques Cavelli erwartete die anderen bereits. Er hatte seine Taschenlampe gezogen und eingeschaltet. Der Strahl bohrte einen hellen Tunnel in die graue Finsternis, und als sich Cavelli drehte, da huschte der Lichtkegel über die bleichen, schrecklichen Gesichter der Zombies.

Im künstlichen Licht der Lampe sahen sie noch schlimmer und grausamer aus. Zerlumpte, tote Gestalten. Wesen, die für jede Geisterbahn eine Bereicherung gewesen wären, aber diese hier bestanden nicht aus Pappe, sie waren echt.

Die Galeere schaukelte leicht, wenn sie von den rollenden Wellen des Hudson River erfaßt wurde.

Auch hier sahen die Männer keine Spur von Xorron. Sie durchsuchten jeden Winkel des Unterdecks. Lampenstrahlen leuchteten in die Gesichter der Zombies, die den Männern wie Masken aus einem Zirkus des Schreckens vorkamen.

Keiner wußte so recht, wie er reagieren sollte, aber jeder vors ihnen vernahm die Geräusche.

Sie waren auf dem Oberdeck aufgeklungen.

Plötzlich verstummte sogar ihr Atmen. Die Männer hielten die Luft an.

Wenn sie sich anschauten, konnten sie die Schauer sehen, die sich bei ihrem Gegenüber gebildet hatten.

Angst beherrschte sie…

Da war jemand!

Als niemand etwas sagte, beschloß Logan Costello, eine Erklärung abzugeben. »Jetzt sind sie erwacht«, hauchte er.

»Unsinn!« Roberte Pasti sprach das Wort, aber seine Stimme klang bereits sehr unsicher.

»Doch, glaubt mir. Sie werden kommen. Xorron hat ihnen den Befehl gegeben. Hört doch…«

Die Männer hörten nicht nur, sie gingen auch so weit vor, bis sie unter der Luke standen.

Schwach nur erkannten sie deren Umrisse. Ein Viereck, über dem der Mast und ein gewisser Teil des plump wirkenden Ruderhauses nur spärlich zu erkennen waren.

Unregelmäßige Schritte dröhnten ihnen entgegen. Das Holz leitete den Schall, so daß die Schritte dumpf klangen. Sie waren auch nie gleichmäßig, einen Rhythmus konnte keiner in ihnen erkennen. Es schien, als würden Betrunkene über Deck wanken.

Es waren leider keine Betrunkenen.

Nur Logan Costello traute sich, es auszusprechen. »Das sind die

Zombies!« raunte er.

Diesmal widersprach ihm niemand. Sogar Roberto Pasti hielt sich zurück.

Er stand auf dem Fleck und schaute zu Boden. Seine Mundwinkel zuckten. Bei ihm ein Zeichen, daß er konzentriert nachdachte.

Cavelli sprach es aus. »Wir müssen hier raus«, sagte er und deutete auf die Leiter.

»Ja, mach du den Anfang!«

Dazu sollte es nicht mehr kommen. Nicht nur vom Oberdeck her vernahmen sie die Geräusche, auch hinter ihnen klangen sie plötzlich auf.

Sie drehten sich um.

Zwei Lampenstrahlen durchbrachen das dunkle Grau, und dieses Licht reichte aus, um das Grauen erkennen zu können.

Die Toten erhoben sich.

Lebende Leichen waren es. Bisher hatten sie sich nur tot gestellt, denn sie wollten die Menschen in die Falle locken. Nun änderte sich die Lage schlagartig.

Sehr langsam und träge waren ihre Bewegungen. Sie standen nicht ruckartig auf, sondern bewegten sich zu den Seiten hin, wo auch der Mittelgang lag.

Manche stießen Geräusche aus. Gurgelnde Laute, dumpf und krächzend. Versuche, ein Wort oder einen Satz zu bilden. Beides blieb nur Stückwerk.

»Jetzt sind wir verloren«, sagte Logan Costello.

Niemand widersprach ihm. Die harten, durch eine Schule der Gewalt geprägten Mafiosi standen da und wußten nicht, was sie tun sollten, bis sie das Lachen hörten.

Über ihnen.

Sie schauten hoch.

Dort stand breitbeinig der Herr der Zombies und Ghouls. Niemand wußte, wo er sich versteckt gehalten hatte. Als es jedoch auf die Männer hinabtropfte, da war ihnen klar, daß er, als sie das Deck durchsuchten, im Wasser gelauert haben mußte.

Er stand da wie ein Feldherr. Aus dieser Perspektive wirkte er noch riesiger.

Roberto Pasti griff unter sein Jackett. Als er die Hand wieder hervorholte, hielt sie einen Revolver.

»Schießen!« befahl er.

***

Immer wenn ich nach New York kam, mußte ich an einen dunkelhäutigen G-man denken, der mir zu einem Freund geworden war und den ich hatte töten müssen, weil er von den Zombies selbst

zu einem Untoten gemacht worden war.
Ich spreche von Jo Barracuda!
Ein Bilderbuch-Athlet war er gewesen, ein Freund, auf den ich mich verlassen konnte, der mir beim Vernichten der Vampir-Flotte geholfen hatte und leider in einen Kreislauf geriet, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.
Er war ein guter Mann gewesen, und doch hatten ihn die anderen erwischt.
Auch jetzt mußte ich wieder an ihn denken, als ich in dem neutralen Dienstwagen eines anderen G-man saß, den ich kannte. Der Mann hieß Abe Douglas, war dunkelblond und wesentlich kräftiger sowie breiter gebaut als ich. Ein Mann, der sich durchsetzen konnte, ein Kämpfertyp, den so leicht nichts umwarf, bis er die Zombies kennengelernt hatte.
Ich war froh, ihn an meiner Seite zu haben, denn Abe wußte, worum es ging. Man konnte ihn auch nicht als einen Ignoranten bezeichnen, sondern als besonnenen Kämpfer.
Eigentlich hatte er dienstfrei gehabt, doch als er hörte, daß ich nach ihm verlangte, war er sofort losgedüst und hatte seine neue Flamme, ein dunkelhäutiges Mädchen, sausen lassen.
Wir fuhren in Richtung Hafen.
Ich hatte es gewissermaßen zur Bedingung gemacht, daß nur wenige Leute eingeweiht wurden, denn großes Aufsehen wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Zudem durfte die Presse keinen Wind von der Sache bekommen, denn ich konnte mir leicht vorstellen, daß es nach reißerischen Schlagzeilen zu einer Panik in New York kommen konnte.
Wir fuhren den »Henry Hudson Express Highway« entlang, der parallel zum Fluß verläuft.
Von den Kollegen der River Police wußten wir inzwischen, daß eine Galeere in New York eingelaufen war.
Sie hatte sich praktisch in den Hafen hineingeschlichen, aber sie war trotzdem entdeckt worden.
Die Polizeiboote hielten die Mündung des Flusses in einem weiten Ring unter Kontrolle, das alte Schiff sollte jedenfalls nicht mehr entkommen.
So war es abgemacht.
Ich hatte den G-man kurz eingeweiht, auf Einzelheiten allerdings verzichtet. Trotzdem stellte Abe noch Fragen, während er fuhr und die meisten Fahrzeuge auf der linken Seite überholte.
»Was können die denn in New York wollen, John?«
»Die Stadt unter Kontrolle bekommen.«
»Das ist unmöglich.«
»Denk mal zurück.«

»Sicher, das war damals. Aber ich kann es mir einfach nicht vorstellen, wirklich nicht.«

»Man braucht auch eine gehörige Portion Fantasie dazu, aber ich hoffe, daß es nicht soweit kommt und sich die Dämonen gegenseitig bekämpfen.«

»Du meinst damit diesen Shimada?«

»Ja, ihn.«

Das Funkgerät meldet sich. Obwohl Abe fuhr, hob er den Hörer ab und wartete auf die Meldung. Ich beobachtete ihn von der Seite her. Trotz der schwachen Armaturenbeleuchtung sah ich auf seinem Gesicht einen zufriedenen Ausdruck. Die Meldung, die er entgegennahm, schien ihn zu beruhigen.

»Was hat es gegeben?« wollte ich wissen, als er eingehängt hatte.

»Sie haben den Pier unter Kontrolle.«

»Und?«

Jetzt lachte er hart. »Die Galeere hat dort zwar angelegt, aber sie hat bereits Besuch bekommen.«

»Von wem?«

Er sagte nur ein Wort. »Mafia!«

Ich schlug mit der Faust in meine linke Handfläche. »Demnach war Costello schon aktiv.«

»Der Kerl aus London?«

»Ob er dabei ist, weiß ich nicht. Unsere Leute haben nur alte Bekannte aus New York gesehen. Roberto Pasti und seine Killer. Pasti beherrscht einen großen Teil der Stadt. Er ist grausam und brutal. Leider konnten wir ihm nie etwas beweisen.«

»Costello wird ihn kennen.«

»Sicher. Diese Ratten stehen ja miteinander in Kontakt. Da sind sie international.«

Abe Douglas hatte mir aus der Seele gesprochen. Danach schwiegen wir. Ich schaute aus dem Fenster.. Den Fluß konnte ich rechterhand sehen. Er wälzte sich träge seiner Mündung entgegen. Hin und wieder schimmerte Licht auf den gurgelnden und schmatzenden Wellen.

Vor uns sahen wir bereits die ersten Piers. Sie wirkten wie Lichterglocken in der Dunkelheit, denn auch in der Nacht wurde auf ihnen gearbeitet.

Die Straße führte vorbei. Manchmal lief sie auch auf Stelzen, dann wieder fuhren wir in normaler Höhe.

Die Zeit verrann. Öfter schaute ich auf die Uhr, denn es ging schon auf Mitternacht zu.

Wieder bekamen wir eine Meldung. Diesmal zeigte sich der G-man nicht so zufrieden. »Sie haben das Schiff betreten.«

»Dann sind sie verloren.«

Abe wiegte den Kopf. »Vergiß nicht, daß sie keine Waisenknaben und

auch bewaffnet sind.«
»Trotzdem.«
»Okay«, sagte Douglas, nickte und drückte das Gaspedal tiefer durch.
Der alte Ford lief auf vollen Touren.
Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß es um Minuten ging und konnte die Zeit kaum abwarten, bis wir den entsprechenden Pier erreicht hatten.
Abe hatte mir erklärt, daß wir auch dort hinauffahren konnten. Alle Piers besaßen eine Verbindung zu den Highways, auch die stillgelegten.
Es dauerte nicht einmal mehr zwei Minuten, als wir den erreichten, an dem die Galeere lag. Der Pier war leer. Allerdings sahen wir an seinem Beginn einen Cadillac stehen. »Der gehört Pasti«, erklärte mir der G-man.
»Bei uns fahren sie einen Rolls.«
Es war das letzte, das ich vorerst von mir gab, denn mein Blick fiel bereits auf die Galeere!
Ein Wahnsinn, wirklich. Ich sah ein Schiff, das aus einer anderen Zeit kam.
Es ragte mit seinen Aufbauten über den Pier hinaus. Einen Steg gab es nicht. Wer die Galeere betreten wollte, mußte schon Kletterübungen veranstalten.
Abe Douglas bremste mit kreischenden Pneus. Ich sprang als erster aus dem Ford, während der G-man noch eine Meldung an die Zentrale durchgab.
Auf der Galeere rührte sich nichts. Mir kam es so vor wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Es war kaum kühler geworden, und der typische Hafengestank wurde vom Wind in alle Himmelsrichtungen getragen.
Auch Abe stieg aus. »Sie wissen jetzt Bescheid«, sagte er zu mir und nahm seine Maschinenpistole schußbereit in die rechte Hand, während er die Mündung auf das Schiff richtete.
»Ist das leer, John?«
»Nein, sie halten sich zurück.«
»Vielleicht haben sie die Mafiosi schon erledigt«, sagte Abe Douglas.
Ich wollte noch etwas hinzufügen, kam allerdings nicht mehr dazu, denn in diesem Augenblick fielen die Schüsse.
Nicht vor oder hinter uns, sondern auf der Galeere, und wir sahen plötzlich die Köpfe der schrecklichen Gestalten, die sich aufgerichtet hatten und über die Reling schauten.
»Da sind sie«, sagte ich und startete…

***

Jacques Cavelli schoß als erster!

Er hatte sich geduckt, der Lauf seiner Waffe zeigte schräg nach oben, die Mündung zielte auf Xorron.

Die tödliche Melodie der Maschinenpistole knatterte auf. Mündungsfeuer leuchtete fahl, Cavelli hatte sein Gesicht verzogen, und er schwenkte die MPi leicht.

Die Kugeln trafen. Xorron war einfach nicht zu verfehlen, denn er bot in all seiner Breite ein viel zu gutes Ziel. Die sieben Männer sahen, wie die Geschosse gegen den Körper des Monstrums hämmerten, aber sie taten ihm nichts. Als wäre die Maschinenpistole mit Erbsen geladen gewesen.

Als Querschläger sorgten die abgelenkten Geschosse für Aufregung.

Einigen Mafiosi gelang es nicht, sich zu ducken. Einer von ihnen schrie auf, sein Gesicht war plötzlich voller Blut. Streifschuß.

Nur einer hatte Bescheid gewußt. Logan Costello. Er drückte sich gegen den Boden, während sein New Yorker Kollege Pasti es kaum fassen konnte.

Roberto Pasti stand wie festgewachsen auf dem Fleck. Sein Mund hatte sich verzogen, auf seinem Gesicht leuchtete die Panik, und er selbst hob seinen Arm, was ihm große Mühe zu kosten schien, denn die Waffe war plötzlich zentnerschwer.

Er feuerte.

Es war mehr eine verzweifelte Reaktion, die ihn so handeln ließ, denn an einen Erfolg glaubte er nicht.

Und er hatte recht.

Die Kugeln trafen zwar, aber sie taten Xorron ebensowenig etwas, wie die Geschosse aus der MPi.

Jacques Cavelli stoppte sein Feuer. Es wurde wieder still. In die Stille hinein war der fast schluchzende Atemzug des Mafioso zu hören.

»Verdammt, ist der denn unbesiegbar?«

Irgendwie fühlte sich Logan Costello angesprochen. »Ja, ja, er ist es! Ich habe es dir ja gesagt, die anderen sind stärker. Wir kommen hier nicht mehr raus, wenn sie es nicht wollen.«

»Ach, halt die Schnauze!« Pasti schaute sich wild um. Sein Blick glitt nicht nur nach oben, sondern auch nach hinten, wo sich die Ruderbänke befanden.

Die Toten kamen…

Sie waren dabei, sich zu erheben. Es wirkte zwar alles etwas ungelenk, sogar lächerlich, dennoch ließ sich keiner der Mafiosi täuschen. Diese Zombies waren gefährlich.

Einige von ihnen standen bereits innerhalb des Mittelgangs. Es waren widerliche Gestalten, zum Teil skelettiert. Das Fleisch vom Seewasser zerfressen.

Aufgedunsen die Haut. Gelblich und grünlich dabei schimmernd.

Ein widerliches Bild.

Sie kamen vor, streckten ihre Arme aus, und bei ihnen wirkte es wie eine hilflose Geste, als wollten sie um etwas bitten.

Das konnte nur der Tod ihrer Gegner sein.

Roberto Pasti zog sich zurück. Er warf einen schnellen Blick nach oben.

Vom Rand der Luke war Xorron verschwunden. Im Moment hatten sie freie Bahn, und als Pasti das sah, da rastete in seinem Hirn etwas aus.

Er dachte nicht mehr an seine Männer, sondern nur noch an sich selbst.

Vor ihm lag die Leiter. Nur wenige Sprossen mußte er überwinden, um das Deck zu erreichen, und wenn er besonders schnell war, konnte es ihm vielleicht gelingen, über die Reling zu hechten.

Pasti überlegte nicht lange. Er setzte seinen Vorsatz augenblicklich in die Tat um.

»Roberto!« schrie Costello, dem klar geworden war, daß der andere sie im Stich lassen wollte.

Pasti lachte nur wild und kletterte weiter!

Logan Costello war in der Verfassung durchzudrehen. Liebend gern hätte er seinem New Yorker Partner eine Kugel in den Rücken geschossen und ihn so gestoppt.

Auch Pastis Männer hatten bemerkt, was ihr Chef vorhatte. Sie drehten sich um. Unglaube zeichnete ihre Gesichter. Sollten sie auch zu fliehen versuchen oder…

Nein, es war nicht nötig.

Ein anderer mischte in diesem Spiel die Karten, und das war nun einmal Xorron. Er bestimmte, was geschah, und er bestimmte auch, wer verschwinden konnte oder nicht.

Pasti sollte noch auf dem Schiff bleiben. Xorron hatte ihm Hoffnungen gemacht. Die Hälfte der Treppe ließ er ihn hinter sich bringen, dann griff er ein.

Allerdings nicht er selbst, sondern indirekt. Die Fratzen der Zombies erschienen am Rand der Luke, schauten herab, und der Mafioso mußte genau in die Gesichter blicken.

Er versteifte…

Dann kippten sie.

Roberto Pasti schrie auf. Es war genau die Zeit, die ihm blieb, bevor die Untoten gegen ihn wuchteten, und mit ihm zusammen die Leiter hinab nach unten rollten oder purzelten.

Zusammen mit Pasti landeten sie auf den Planken. Costello konnte nicht anders. Er war nur Zuschauer, aber er mußte lachen, als er Pasti unter den Körpern der lebenden Toten begraben sah, und wie zum Hohn die Brille des Mafioso hervorrutschte, wobei Jacques Cavelli sie aus Versehen zertrat.

Roberto hatte gegen die Zombies keine Chance. Sie hätten ihn zerrissen, wenn sein bester Leibwächter Cavelli nicht reagiert hätte.

Er schoß.

Jetzt flackerte es wieder vor der Mündung seiner MPi, und er konnte die beiden Untoten überhaupt nicht verfehlen. Was hatte man ihm noch gesagt?

Auf die Köpfe schießen!

Das tat er.

Der Mann tötete die beiden Zombies mit einer schon bewundernswerten Kälte, und er rettete seinen Chef somit vor dem sicheren Tod. Cavelli streckte sogar noch die Hand aus, um Pasti auf die Beine zu helfen.

Dieser Mann besaß wirklich Nerven.

»Alles klar, Chef?«

»0 verdammt…«

»Da kommen die anderen«, rief Costello und deutete nach vorn. Er trug leider keine Waffe bei sich, ließ sich aber von dem Mann mit der Streifschuß-wunde am Kopf einen Revolver geben.

Jacques Cavelli übernahm das Kommando, und alle fügten sich.

»Zurück!« rief er. »Mit dem Rücken an die Wand!«

Sie gehorchten. Im Licht der brennenden Taschenlampen wirkten sie gespenstisch. Fast glichen sie schon den lebenden Toten, die jetzt in einer Reihe anrückten.

»Feuern. Und haltet auf die Köpfe!«

Die hellen Tunnels stachen den lebenden Leichen entgegen. Diese drängten sich im Gang zwischen den Ruderbänken. Sie sahen unbeschreiblich schaurig und grausam aus. Eine kleine Armee des Schreckens. Die Gier nach Menschen hielt sie auf den Beinen. Sie stießen und drängten aneinander. So schafften sie es, sich gegenseitig vorzuschieben. In den tumben Gesichtern spiegelte sich überhaupt kein Gefühl wider. Das gleiche galt für die Augen.

Dann krachten die Schüsse.

Jeder feuerte. Sogar Pasti beteiligte sich daran. In die Reihen der Zombies kam Bewegung. Allerdings eine negative, denn sie wurden gestoppt.

Während Gesichter und Köpfe zerstört wurden, schienen sie sich für einen Moment aufrichten zu wollen, um danach weiterzugehen, aber sie schafften es nicht mehr. Die Mafiosi waren Profis und sichere Schützen.

Die lebenden Leichen kippten zurück. Dabei behinderten sie die nachdrängenden Zombies, stießen diese, weil sie ebenso locker auf den Beinen standen, um, und es kam zwischen den Ruderbänken zu einem regelrechten Chaos.

Aber sie waren nicht aufzuhalten.

Vier oder fünf hatten die Killer erledigen können, andere drängten sofort nach. Sie kletterten oder glitten über die Körper ihrer getroffenen Artgenossen hinweg und fanden ihren Weg zum Ziel auch über die Ruderbänke.

Wieder knatterte eine Salve. Sogar Roberto Pasti traf. Einem der Untoten war es gelungen, sich dicht an ihn heranzuschieben. Pasti hatte seinen Arm ausgestreckt, und die Mündung der Waffe berührte genau die Stirn des Zombies.

Er drückte ab und schrie dabei.

Der Kopf des Wesens flog auseinander, dann gab es diese lebende Leiche nicht mehr.

Logan Costello kannte das. Wie auch der abgebrühte Jacques Cavelli behielt er einen einigermaßen klaren Kopf. Er schaute nach oben und sah die Leiter wieder frei.

Jetzt oder nie!

»Hoch!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Verdammt, wir müssen nach oben!«

Pasti hatte es nicht geschafft, aber sie wollten zusammen einen zweiten Versuch starten.

Und sie richteten sich nach dem Befehl. Costello war der erste, der die Sprossen nahm. Ob die anderen ihm folgten, war ihm egal. Er hoffte nur, mit Xorron reden zu können, damit er sein Leben rettete.

So schnell wie in dieser Minute war er noch nie eine Leiter hochgeklettert. Und er brachte sie auch unbeschadet hinter sich, wobei er den Rand der Luke erreichte und über das Deck schauen konnte.

Vor ihm stand eine Gestalt.

Fast wäre Logan Costello wieder zurückgesprungen, denn damit hatte er nicht gerechnet. Er schaute nicht nur in ein hartes Gesicht, sondern auch in die Mündung einer Pistole. Ein Stöhnen entrang sich seiner Kehle, und er faßte seine Gefühle in drei Worte.

»Das gibt es nicht…«

***

Ich war vor Abe Douglas weggekommen. Die Schüsse hatten mich alarmiert. Da sie auf der Galeere gefallen waren, konnten sie nur eine Bedeutung haben.

Die Zombies waren mit Menschen zusammengetroffen!

Die Bordwand der Galeere wuchs vor mir hoch. Ich hatte sie niedriger in Erinnerung und mußte tatsächlich springen, um die Reling zu erreichen.

Hart stieß ich mich ab.

Mit dem Körper wuchtete ich gegen das Holz, bekam zum Glück Halt und konnte mich in die Höhe ziehen.

Gewandt kletterte ich an der Bordwand hoch, schwang mich über die Reling und sah neben mir den G-man Abe Douglas beinahe lässig an Bord klettern.

Zum Bug schaute ich und auch zum Heck.

Von Xorron konnte ich nichts sehen, aber Abe Douglas und ich entdeckten gleichzeitig die lebenden Toten. Sie saßen auf den Ruderbänken und stemmten sich wenig später ziemlich mühsam in die Höhe. Ihre Körper schwankten und wankten. Es war schwer für sie, das Gleichgewicht zu halten, doch ich wußte aus Erfahrung, daß sie der Trieb nicht im Stich lassen würde und sie sich vorankämpfen würden.

Sie kamen.

Zuerst ein noch sehr menschlich aussehendes Wesen mit Kapitänsmütze auf dem Kopf. Er schien noch nicht lange zu den Gestalten des Schreckens zu gehören. An seinem Hals entdeckte ich grüne und blaue Flecken, dort hatten ihn wahrscheinlich kalte Totenklauen gewürgt.

Ich drehte mich, wollte zuerst schießen, dachte an die Munition und ließ es bleiben.

Nein, ich hatte noch etwas anderes.

Als der Zombie nach mir greifen und mich an sich heranziehen wollte, gab ich ihm etwas in die Hand.

Es war mein Kreuz!

Der Zombie griff danach. Es war eine rein instinktive Bewegung, er hatte sie nicht mehr stoppen können, umfaßte das wertvolle Kleinod und erlebte eine zerstörerische Hölle.

Die Magie zerriß ihn.

Vor meinen Augen starb der Zombie, und der Weg war frei.

Neben mir hörte ich Abes keuchendes Atmen. »Verdammt, wie ist das möglich?« schrie er.

»Ich weiß es noch nicht!«

»Und wo ist dieser Xorron?«

»Keine Ahnung!«

Meine Antwort ging im Knattern der Schüsse unter. Sie waren nicht auf dem Deck gefallen, sondern von unten her aufgeklungen. Ich entdeckte auch eine Luke, durch die man in die Tiefe und damit in den Bauch der Galeere klettern konnte.

Um wen sollte ich mich zuerst kümmern? Um die Zombies auf dem Oberdeck oder die Gestalten, die ein Deck tiefer lauerten. Dort befanden sich Menschen, die sich wehren konnten. Es waren Gangster, Killer, aber Menschen, und deshalb mußte ich ihnen helfen, bevor sie von den lebenden Leichen zerrissen wurden.

Das Schiff war zu einer Hölle geworden. Ich warf einen raschen Blick auf Abe Douglas. Der G-man hatte sich an der Reling geduckt und

hielt seine Dienstwaffe fest. Er zielte nach links, wo die Zombies allmählich aufstanden.

Dann schoß auch er.

Einmal nur. Doch Abe bewies damit, daß er nicht nur schießen, sondern auch treffen konnte.

Ein Untoter hatte die Kugel voll abbekommen und führte plötzlich einen grotesken Tanz auf. Er drehte sich nach links, dann nach rechts und brach zusammen.

Abe Douglas hatte genau auf den Kopf gehalten.

»Alles klar?« rief ich, mehr um dem Kollegen aus den Staaten Mut zu machen.

»Natürlich, John!«

Ich kümmerte mich um die Killer und lief direkt auf die offene Luke zu.

Direkt vor ihrem Rand blieb ich stehen, schaute in die Tiefe, erwartete, einen Zombie zu sehen und hatte mich selten so getäuscht wie in dieser Minute.

Nicht ein lebender Toter kroch die Stufen hinauf, sondern ein alter Bekannter.

Logan Costello!

***

Auch er hatte mich erkannt. »Das gibt es nicht!« hörte ich seine Stimme und sah sein Kopfschütteln. Demnach lag die Überraschung auf beiden Seiten.

»Doch, Costello, das gibt es!«

In seinen Augen flackerte es. »Lassen Sie mich vorbei, Sinclair! Die drehen da unten durch.«

Ich gab keine Antwort, sondern schaute an ihm vorbei. Im Schiffsbauch blitzte und strahlte es. Helle Tunnels wurden geschnitten, und es gab für mich nur eine Erklärung.

Die Mafiosi trugen Taschenlampen bei sich, mit denen sie leuchteten.

Hin und wieder strichen die Kegel über die bleichen, schrecklichen Fratzen der Zombies, ich hörte auch wieder Schüsse, sah das Blitzen der Mündungsfeuer und vernahm Schreie.

»Sinclair, verdammt!« brüllte mich Logan Costello an. Sein Betongesicht war verzogen, die Augen schienen Gift sprühen zu wollen, und als ich meinen Blick senkte, da fiel mir erst auf, weshalb sich Costello so aufregte.

Die Mündung meiner Beretta zeigte genau auf seinen Kopf!

Ich zog den rechten Arm zurück. »Steigen Sie schon hoch!« fuhr ich ihn an, drehte mich selbst und suchte Xorron.

Er war nicht zu sehen, aber die Zombies hatten sich von den Ruderbänken gelöst und bekamen nun mehr Platz, so daß sie auch

eine breite Reihe bilden konnten.

Sie wollten uns!

Noch hatten wir Zeit, denn die lebenden Leichen bewegten sich ziemlich träge. Sie schafften es nicht, so zu gehen wie zu ihren Lebzeiten, man gewann Zeit, wenn man die Nerven hatte, und man konnte sich auf sie einstellen.

Aber in der Masse waren sie gefährlich. Da schmolz auch oft genug der Zeitvorsprung zusammen.

Costello stand jetzt neben mir. Auch er hielt eine Waffe in der Hand.

»Wer steckt da noch unten?« fragte ich ihn.

Ich bekam zu hören, daß sechs Männer gegen die Zombies kämpften.

Der erste erschien schon sehr bald. Von Costello erfuhr ich auch dessen Namen. »Roberto!« rief der Mann. »Roberto Pasti. Bitte, komm her zu mir!«

Und Pasti kam.

Er torkelte über den Rand, schüttelte sich und starrte uns aus großen Augen an. Er wollte etwas sagen, doch Costello kam ihm zuvor. »Das ist Sinclair!«

Pasti zuckte zusammen. In einer Reflexbewegung richtete er seine Waffe auf mich, doch ich war schneller und ließ ihn in die Mündung der Beretta schauen.

»Keinen Unsinn«, warnte ich.

»Laß es auch!« stand Costello mir bei, als wären wir zwei Bundesgenossen.

Aus dem Hintergrund näherte sich Abe Douglas. Er lachte auf, als er Pasti sah. »Sieh an!« rief er. »Roberto Pasti, das ist doch nicht möglich…«

»Ein Bulle!«

Eine weitere Diskussion wurde gestoppt, denn aus der Lukenöffnung kletterten die anderen Mafiosi. An der Spitze ein Mann mit blutendem Gesicht, der über Deck taumelte und erst vom Schanzkleid oder der Reling gestoppt wurde. Dort ließ er sich auf die Knie sinken.

Unten wurde noch geschossen. Ich vernahm die peitschenden Schläge einer Maschinenpistole. Da schien jemand verdammt gute Nerven zu besitzen.

Weitere Männer erschienen, und zuletzt kletterte der Mann mit der Maschinenpistole nach oben.

Ich sah zuerst seinen gebeugten Rücken, der Mann feuerte, sprang dann von der Leiter an Deck und kreiselte herum. Dabei sah er uns. Für einen Moment glaubte ich, daß er abdrücken würde, als Abe Douglas' Stimme aufklang.

»Hüte dich, Cavelli!«

Der Mann nahm den Finger vom Abzug. Sein Blick flackerte. Der Mann wußte nicht, woran er war, und mit hastigen Worten erklärte

ihm Costello die Lage.

So erfuhr der MPi-Mann auch, daß ich ebenfalls Polizist war. Seine Kollegen hatten sich an Bord verteilt. Sie alle hielten Gewehre in den Händen, und sie richteten die Mündungen auf die langsam herantorkelnden Zombies.

Noch schossen sie nicht, das Ziellicht war nicht besonders. Da die Gestalten sich manchmal heftig bewegten, waren auch ihre Köpfe nicht immer genau zu erkennen.

Für mich war es eine Situation, die nichts anderes zuließ, als daß ich mich mit den Mafiosi verbündete. Wir waren Menschen und mußten gegen die lebenden Leichen ankämpfen, daran gab es nichts zu rütteln.

Einen Schritt von mir entfernt stand dieser Cavelli. Ein knochenharter Bursche mit Nerven aus Stahl, denn er lud seelenruhig seine Maschinenpistole nach.

Wo befand sich Xorron?

Eine Antwort auf diese Frage bekam ich noch nicht, denn einer der Gangster drehte durch. Es war der Mann mit dem blutenden Gesicht. An der Reling war er zusammengebrochen. Er mußte starke Schmerzen haben, denn er preßte seine Hände gegen das Gesicht und wuchtete seinen Körper in die Höhe.

Er torkelte über Deck, genau auf die Zombies zu.

»Zurück!« schrien wir.

Er hörte nicht. Fast wäre es ihm noch gelungen, den Zombies auszuweichen, aber einer stellte ihm ein Bein, so daß der Mann auf das Deck schlug.

Vier lebende Leichen warfen sich über ihn.

Es wurde geschossen.

Auch ich feuerte. Mit einer Silberkugel erledigte ich einen der Untoten, andere Geschosse drangen in die Köpfe der grausamen Wesen und vernichteten sie.

»In einer Linie vor!« schrie Roberto Pasti. »Wir werden sie der Reihe nach killen!«

Der Mafiaboß hatte wieder Oberwasser bekommen. Seine schreckliche Angst existierte nicht mehr. Er wollte die lebenden Leichen vernichtet sehen.

Aber es kam nicht dazu. Denn ein anderer, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, griff ein.

Xorron!

***

Zunächst hörten wir seinen Schrei!

Er hallte über das Deck. Ein gellender, wütender Ruf, schaurig und grausam, und er drang von oben her an unsere Ohren, so daß uns klar

wurde, daß Xorron sich über unseren Köpfen aufgehalten hatte.

Und er kam.

Als sich ein querstehender Mast bewegte, hörten wir das häßliche Knarren, schauten auch in die Höhe und sahen die unheimliche Gestalt am Mast hängen, wobei sie mit ihren Beinen schlenkerte und sich plötzlich fallen ließ.

Aber nicht nur Xorron segelte nach unten. Er hatte den Quermast aus seiner Verankerung gelöst, und der fiel gleich mit. Ein schwerer Brocken, der mit Leichtigkeit Menschen erschlagen konnte und sofort für ein Chaos sorgte.

»Verdammt, wir müssen weg!« schrie Costello.

Wie Abe Douglas und ich hatte auch er die Lage sofort erfaßt und sah zu, daß er von der unmittelbaren Aufschlagstelle des starken Balkens wegkam.

Nicht alle schafften es, denn mit dem Balken fiel auch Segeltuch nach unten.

Zwei Mafiosi wurden darunter begraben. Wir hörten noch ihre Schreie, bevor es krachte und der gewaltige Quermast mit dem Segeltuch auf das Deck prallte.

Die alte Galeere geriet ins Schwanken. Planken wurden zerstört, das Schiff schaukelte, es schabte mit der Bordwand gegen den Pier und wir hörten die kratzenden Geräusche.

Das alles kümmerte uns nicht, denn Xorron war wichtiger.

Die nächsten Minuten liefen so unbeschreiblich schnell und überraschend ab, daß es mir im nachhinein schwerfällt, es noch einzeln zu beschreiben.

Abe Douglas und ich hatten ziemlich nahe zusammengestanden, als der gewaltige Mast mit dem Segel fiel. Jetzt war sich jeder selbst der nächste, auch Abe und ich.

Uns gelang es tatsächlich, dem fallenden Mast zu entgehen. Wir jagten auf die offene Luke zu, sprangen über sie hinweg und fanden an der Steuerbordseite einen relativ sicheren Platz. Logan Costello taumelte an mir vorbei. Sein Gesicht war verzerrt. Ich wollte ihn erst noch festhalten, doch er drehte sich ab und verschwand in Richtung Bug.

Die alte Galeere schwankte so stark, daß wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Wir mußten uns an der Reling festklammern und hörten die Schreie, die Xorron ausstieß.

»Er wird töten!« brüllte Abe.

Da hatte er recht. Ich aber wollte ihn stoppen. Nur — womit?

Da kamen die lebenden Leichen. Sie krochen aus dem Unterdeck hervor, die ersten Köpfe erschienen am Lukenrand, bleiche Gesichter, auf die Abe schoß.

Er fehlte zweimal, dann verschwand ein Kopf, aber er konnte die

Masse der lebenden Leichen nicht aufhalten.

Nur allmählich wurde es auf der Galeere ruhig, doch es gab gewaltige Löcher im Oberdeck, die der schwere, fallende Balken gerissen hatte.

Wir standen an dieser Seite des Schiffes relativ gut, aber das wollte ich gar nicht.

Die lebenden Toten mußten gestoppt werden.

Ich schlich vor.

Abe wollte mir folgen, sah meine Handbewegung und vernahm auch meine Stimme. »Nein, bleib zurück!«

»Weshalb?«

»Rückendeckung!«

»Okay.«

Ich ging weiter. Nach ein paar Schritten erkannte ich das ganze Ausmaß der Katastrophe. Hatten die Menschen überhaupt noch eine Chance?

Ich wollte es beim ersten Hinsehen nicht glauben, denn die lebenden Leichen hatten das Deck überschwemmt. Eine Frau warf sich auf mich zu.

Diesmal nahm ich den Dolch. Sie fiel genau in die Klinge. Ich zog sie wieder hervor und steckte die Waffe weg.

Xorron und Cavelli standen sich gegenüber. Der Mafioso hatte sich breitbeinig aufgebaut. Er klammerte sich förmlich an seiner MPi fest. Mit der Mündung verfolgte er jede Bewegung des Monstrums, denn er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um abdrücken zu können.

Einen anderen Mafioso sah ich im Kampf mit drei lebenden Leichen. Er verlor. Sein Todesschrei hallte schaurig über Deck, und außer Cavelli standen noch zwei Killer gegen die Untoten.

Sie waren von dem schweren Segeltuch begraben worden. Zusammen mit einigen Zombies.

Obwohl ich es nicht mit eigenen Augen sah, spielten sich unter dem Segeltuch grauenhafte Szenen ab. Die Menschen kämpften gegen die lebenden Leichen.

Schüsse klangen dumpf, weil sie von dem Segeltuch gedämpft wurden.

An den Bewegungen erkannte ich, daß jemand versuchte, das Hindernis von sich wegzustemmen.

Er schaffte es nicht. Dafür hörte ich seinen Schrei. Jämmerlich und grauenhaft dumpf klang er, die Bewegungen unter dem Segeltuch wurden wilder.

Wieder hatten die lebenden Leichen ein Opfer gefunden.

Ich knirschte vor Wut mit den Zähnen. Kalt rann es mir den Rücken hinab, während ich jemand über die Reling klettern sah. Es war der

Chef, Roberto Pasti. Er floh ebenso, wie es zuvor sein Freund Costello getan hatte.

Hinter mir krachten Schüsse. Am Klang der Waffe erkannte ich, daß Abe Douglas feuerte. Ich warf einen kurzen Blick über die Schulter. Der G-man hielt zwei Dinge in den Händen. Seine Waffe und ein Walkie-talkie.

Er alarmierte die Einsatzreserve, wobei ich daran denken mußte, daß den Mafiosi auch die automatischen Gewehre gegen die Zombies kaum etwas genutzt hatten.

Die Hölle war auf diesem Schiff explodiert, und die Explosion würde sich immer weiter ausbreiten.

Noch hatte Cavelli nicht geschossen. Vielleicht schätzte er seine Chancen ab. Möglicherweise hatte er auch schon vor her geschossen und keinen Erfolg errungen, deshalb wollte er es nun wissen und ging noch näher an Xorron heran.

Der Unhold blieb stehen.

Er grinste sogar und zeigte dabei seine gefährlichen Zähne. Vielleicht wollte er ihm Angst machen, aber Cavelli hatte sich entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen.

Und er schoß.

Dabei bewegte er seine Maschinenpistole von oben nach unten. Er wollte alles treffen, auch das Gesicht der Bestie, und er schoß nicht daneben.

Die Kugeln zeichneten eine Spur auf die Gestalt des mit den grünlichen Knochen versehenen Unholds, aber sie hinterließen keine Verletzungen, nur gefährliche Querschläger, die über das Deck sirrten und selbst mich in Deckung zwangen.

Ich lag flach auf den Planken, während Cavelli weiter schoß und auch dabei schrie.

Ein Zombie näherte sich mir. Ich hörte, wie der Boden dröhnte, drehte ein wenig den Kopf nach rechts und sah die lebende Leiche heranwanken.

Es war grausam.

Sie kam mir ungeheuer groß vor. Kahlköpfig und mit einer tiefen Wunde an der rechten Wange, die ein Messerstich hinterlassen hatte. Die Haut war dort aufgerissen. Sie hing lappig nach unten, und ich mußte mich drehen, um schießen zu können.

Der Lauf meiner Beretta zeigte schräg nach oben. Ich hielt auf den Kopf und drückte ab.

Der Zombie verschwand aus meinem Blickfeld. Er knallte mit dem Rücken hart auf das Deck und blieb mit ausgebreiteten Armen liegen.

Als ich mich wieder herumwälzte, hörte ich den Schrei.

Cavelli stieß ihn aus. Der Mafioso hatte es nicht geschafft. Er befand sich in Xorrons Pranken. Die Maschinenpistole lag verbogen neben

ihm auf dem Boden.

Es hatte keinen Sinn, auf dieses Ungeheuer zu schießen. Schon des öfteren hatte ich eine Niederlage einstecken müssen, denn Xorron widerstand nicht nur den Bleikugeln, sondern auch den Silbergeschossen.

Wie Sollte ich Cavelli retten?

Xorron galt als unbesiegbar. Nicht nur bei mir, seinem Feind, auch bei seinem dämonischen Artgenossen. Außer Shimada, denn er wollte es ja versuchen.

Aber der hatte sich bisher nicht blicken lassen. Zum Glück, wie ich meinte, denn Xorron allein reichte mir.

Auch meinem Kreuz widerstand er, aber ich besaß noch eine starke Waffe. Es war der Bumerang!

Während Cavelli schrie und verzweifelt um sein Leben kämpfte, zog ich die Waffe hervor.

Xorron hatte den Mann hochgestemmt, die Arme ausgebreitet, so daß er ihn über seinen Kopf halten konnte.

»Sieh her!« brüllte ich, lief gleichzeitig vor und holte schon mit dem rechten Arm aus.

Ich wollte diesem verfluchten Unhold meinen Bumerang an den Hals schleudern.

Xorron ließ sich tatsächlich ablenken. Sein glatter, völlig haarloser Schädel ruckte in meine Richtung.

Genau in dem Augenblick, als ich die Waffe losließ.

Wuchtig schleuderte ich sie. Sie wurde zu einem hellen Reflex, der wie eine sich schnell drehende Spirale auf das Monstrum zuraste.

Und er traf!

Das Geräusch konnte ich kaum identifizieren, es entstand, als Hals und Bumerang Kontakt bekamen. Ich hatte der silbernen Banane ein wenig Drall gegeben, denn sie sollte sich um den Hals des Monstrums wickeln.

Das tat sie auch.

Plötzlich wurde die Waffe zu einem wirbelnden Kreisel. Diesmal war es Xorron nicht gelungen, ihr auszuweichen, und ich stand gebannt auf dem Fleck und schaute zu.

Xorron wankte.

Er stieß ein Röhren aus, das ich mit dem Schrei eines brünstigen Hirschen vergleichen konnte.

Seine roboterhaft wirkenden Beine bewegte er rückwärts. Jeder Schritt dröhnte auf den Schiffsplanken. Er riß auch die Arme hoch, seine Hände gerieten in die Nähe des kreiselnden Bumerangs, die silberne Waffe hieb dagegen, kam aus dem Rhythmus und fiel zu Boden.

Und Xorron?

Atemlos schaute ich ihn an. Etwas an seinem Hals hatte sich verändert.

Ich glaubte, dort einen Streifen zu erkennen, war mir aber nicht sicher, denn ausgeschaltet hatte ich Xorron durch diesen Wurf leider nicht.

Er hatte sich wieder gefangen.

Viel zu schnell!

Und er kam.

Seine Arme pendelten zu beiden Seiten des Körpers nach unten. Beim Gehen schwang er sie hin und her, und räumte den vor ihm liegenden Cavelli mit einem Tritt aus dem Weg.

Hindernisse interessierten ihn nicht. Auch gegen den querliegenden Balken stieß er. All das konnte seinen Drang nach vorn nicht stoppen.

Die lebenden Leichen hatten bemerkt, wie ihr Herr gewann, und sie wollten in seiner Nähe bleiben.

Sie sammelten sich um Xorron herum.

»Vorsicht, John, auch hinter dir!« Abe Douglas, den ich ganz vergessen hatte, schrie mir diese Warnung zu.

Ich drehte mich um und hörte schon die Schüsse.

Abe feuerte zielsicher. Zwei Zombies fielen vor meinen Augen weg.

Aufatmen konnte ich trotzdem nicht. Aus der Luke quollen sie wie die Ameisen. Sie wollten jetzt alles, und wandten sich auch den beiden Seiten der Galeere zu, um uns den Weg von Bord zu versperren.

Die Sache wurde gefährlich…

»Noch können wir springen, John!« schrie Abe Douglas, der ebenso wie ich mitbekam, daß Xorron sich bückte und ein abgebrochenes Stück Mast in die Höhe hob.

Es war ein schweres Holzstück, das er da in seinen Klauen hielt, und er schleuderte es auf uns zu.

Das verdammte Ding drehte sich. Es hätte uns fast beide von den Beinen gerissen.

Abe Douglas rettete sich mit einem gewaltigen Sprung und dachte dabei nicht mehr an die Zombies, denen er wenig später in die Arme fiel.

Ich war zu Boden getaucht, hörte über mir das Pfeifen, als mich das Holzteil passierte und irgendwo hinter mir auf den Pier klatschte, denn es wirbelte über die Bordwand.

Ich hörte Abe schreien.

Wenn dieser Mann so heftig reagierte, dann mußte er wirklich in der Klemme stecken.

Ich sprang hoch.

Fünf Zombies packten Abe, der sich verzweifelt wehrte, zwei von ihnen wegstoßen konnte, aber die anderen drei nicht erwischte, weil sie wie Kletten an ihm hingen.

Sie waren schwer, diese untoten Wesen. Abe gab sein Bestes, doch er schaffte es nicht. Statt dessen wurde er umgerissen. Ich startete, wollte ihm helfen, hörte hinter mir Xorron schreien und kam nicht vom Fleck.

Etwas hinderte mich.

Eine fremde Magie!

Und dann griffen die ein, die ich schon längst erwartet hatte…

***

Einer der oberen Polizeichefs von New York hieß Russell. Er leitete den Einsatz der Sondertruppe, deren Mitglieder sich hinter guten Deckungen verschanzt hatten und Ferngläser von hervorragender Qualität vor ihren Augen hielten.

Russell konnte es nicht fassen, was da vor seinen Augen ablief und mitten in New York passierte.

Das war kalter, erbarmungsloser Horror!

Die Gläser waren auf die Galeere gerichtet. Sehr deutlich erkannten die Polizisten die grausamen Gestalten, die sich auf dem Deck bewegten, und sie hörten auch das dünne Peitschen der Schüsse. Sie erkannten, daß es zwei Männern gelang, von Bord zu kommen Russel, stellte seine Optik noch besser ein. »Verdammt, der eine ist doch Pasti.«

»Ja, Sir.«

»Und der andere?«

»Wir kennen ihn nicht.« Sein Assistent, ein Captain, gab auch die zweite Antwort.

»Aber der muß mit Pasti zu tun haben.«

»Sicher!«

»Ihr könnt sie einfangen«, befahl Russell und schaute wieder auf das Schiff.

Dort brach ein Mast. Und sie sahen das Monstrum Xorron, erlebten den Kampf mit und hörten auch über Funk den Hilferuf des G-man.

Russell stöhnte auf. »Endlich!« sagte er, nickte und gab den Einsatzbefehl…

***

Sie waren zu viert. Suko und ich hatten in London erlebt, wie sie aus ihren Särgen erweckt wurden.

Nun standen sie hier.

Die vier tödlichen Ninjas!

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich diese Schreckensgestalten sah. Sie waren natürlich nicht waffenlos gekommen Ihre Schwerter, Dolche, Pfeile und Bögen hatten sie gezogen. Dabei waren sie von einem seltsamen Schimmer umgeben, der sie wie türkisfarbene Geister aussehen ließ.

Sie zögerten nicht, denn sie griffen sofort die Zombies an. Und dies mit gnadenloser Härte.

Es war der Ninja mit dem halben Gesicht, der am schrecklichsten wütete. Er konnte sein Schwert so rasch bewegen, daß man die Klinge kaum sah, aber ich sah das Fallen und Rollen der Köpfe.

Die Schwertklinge wischte dabei so dicht am Gesicht des G-man vorbei, daß er das Pfeifen hören mußte, aber er wurde nicht getroffen. Der Ninja holte die drei Zombies von ihm weg, bevor er sich den nächsten zuwandte und Douglas sicherheitshalber zu Boden tauchte.

Der bucklige schleuderte Dolche.

Ich hörte die dumpfen Geräusche, wenn sie in die untoten Körper schlugen.

Der dritte Ninja tötete nur mit den Händen, deren Spitzen die Funktionen eines Messers übernahmen.

Dazwischen surrten die Pfeile, die vom Bogen des vierten Ninjas abgeschossen wurden.

Sie trafen mit einer tödlichen Präzision, und sogar Xorron wurde getroffen, an seinem Körper jedoch prallten sie ab.

Xorron brüllte schrecklich. Auf der Stelle kreiselte er herum. Er lief im nächsten Augenblick einem Ninja entgegen, wollte ihn zerschmettern, als er plötzlich erschien.

Alle hörten wir das Fauchen, sahen aus dem grauen Himmel einen grünen Schein nach unten stoßen, der mich an die Bahn eines Kometen erinnerte.

Einen Lidschlag später stand er auf dem Deck.

Shimada, die lebende Legende!

***

Auch Xorron stoppte seinen Lauf. Die Arme hielt er vorgestreckt, als wollte er nach Shimada greifen, aber sein Gegner befand sich noch zu weit von ihm entfernt, so daß Xorron ins Leere faßte.

Ich merkte kaum, daß Abe Douglas sich mir näherte, denn ich hatte nur Augen für diese beiden Supergegner. Würde es jetzt zu dem erwarteten Kampf kommen?

Shimada trug die Kampfkleidung der schwarzen Ninjas. Die etwas pludrig wirkende Hose, die locker fallende Jacke und die Tücher vor der unteren Gesichtshälfte, so daß nur seine Augen und die Stirn zu sehen waren.

Kalte, erbarmungslose Augen, die voll auf Xorron fixiert waren, und von denen ein blauer Schein ausging, der den Unhold bannen sollte.

Konnte er es?

Ich hielt den Atem an, hörte mein Herz schlagen und war schrecklich aufgeregt.

Mein Gott, da bahnte sich etwas an!

Keiner der Ninjas griff ein. Auch die Zombies verhielten sich still. Alle untoten Gegner und Helfer warteten auf die große Auseinandersetzung zwischen den beiden Giganten.
Gab es eine Waffe, die Xorron töten konnte? Besaß Shimada diese?
Vielleicht erfuhr ich es in den nächsten Minuten, denn von diesen beiden Gegnern war einer zuviel auf der Welt.
»John, das ist unmöglich«, hörte ich Abes Stimme. Er bekam von mir keine Antwort, denn ich wollte dieser Auseinandersetzung zusehen.
Xorron bewegte sich.
Er hatte Mühe. Seine Arme bekam er kaum hoch, der Schein umhüllte ihn, und er sorgte dafür, daß Xorron gebannt wurde.
Jawohl, gebannt!
Was meinem Kreuz nicht gelungen war, das schafften die Augen dieses unheimlichen Ninja-Dämons aus dem fernen Japan.
Xorron verlor! Der Riese wankte.
Ich hielt die Beretta fest, auch mein Kreuz, doch ich kam mir in diesen Augenblicken so lächerlich klein vor, als ich diese beiden Dämonen auf dem Deck stehen sah.
Es war unbeschreiblich. Allmählich machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, Xorrons Niederlage zu erleben. Dabei hatte Shimada nicht einmal sein Schwert gezogen. Es hing in der auf dem Rücken angebrachten Scheide.
Kraft seines Willens zwang er Xorron in die Knie. Und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Niemand war da, der dem Herrn der Untoten und Zombies half, als er nach vorn kippte, auf die Knie fiel und sich mit beiden Händen auf den Planken abstützte.
Xorron war gefallen!
Ich konnte es kaum fassen. Dieser dämonische Koloß lag auf den Knien und konnte sich nicht mehr erheben, weil es einen Gegner gab, der stärker war als er.
Noch nie hatte ich Xorrons Knochengestell so stark aufleuchten sehen.
Es schimmerte durch das Weiß seiner Haut, zitterte dabei, und ich hatte das Gefühl, als wollte es sich allmählich auflösen.
Gelassen zog Shimada sein Schwert. Es war eine tausendmal geübte Bewegung. Der rechte Arm glitt hoch, die Hand wurde abgewinkelt, über die Schulter gedrückt, und sehr sicher hatte der Ninja sein Schwert gezogen.
Es gab kaum ein Geräusch, als er es aus der Scheide holte und ein X damit in die Luft schlug.
Ein X für Xorron?
Ich wußte es nicht, aber ich wurde an eine Szene erinnert, die ich auf der Insel des Schweigens erlebt hatte. Damals hatte der goldene Samurai Tokata besiegt, ihn gezwungen Harakiri zu begehen und sich

vor ihn hinzuknien.

So war es hier auch.

Niemand hatte bisher gesprochen. Dieser Kampf zwischen den beiden Giganten war schweigend über die Bühne gegangen, und ich bekam mit, wie in die Zombies Bewegung geriet.

Sie hatten bisher still gestanden. Nun hielten sie es an ihren Orten nicht mehr aus und bewegten sich auf den zu, dem sie in Zukunft gehorchen wollten.

Nicht Xorron, sondern Shimada!

An seiner Seite blieben die Gestalten stehen. Ein Beweis, daß sie ihm den Rücken stärken wollten.

Shimada holte aus.

Xorron kniete vor ihm. Vorgebeugt war sein Kopf. Der Nacken lag ungeschützt und völlig frei.

Falls Shimada diese Waffe besaß, die Xorron töten konnte, dann würde es jetzt geschehen.

Ich sah nicht, daß Shimada seinen Mund öffnete, hörte nur den wie wahnsinnig klingenden Triumphschrei, als er sich streckte, ausholte und…

***

»NEIN!«

Es war ein Schrei, ein Ruf, ein Befehl, dem auch Shimada nicht widerstehen konnte.

Er erstarrte in der Bewegung und schien zu einem Denkmal zu werden.

Wer hatte gerufen?

Ich kannte die Stimme. Schon einmal hatte ich sie gehört. Auch im Zusammenhang mit Xorron, und plötzlich fiel es mir ein.

Pandora!

Ja, es war eine Frauenstimme gewesen, und Pandora hatte geschrien.

»Noch nicht, Shimada. Noch hast du nicht gewonnen. Ich werde dir Grenzen setzen. Auch Xorron soll seine Chance noch haben, aber nicht hier und nicht in dieser Welt!«

Die letzten Worte hatte ich genau verstanden, und ich wußte plötzlich, daß es Zeit für uns wurde. Bevor Abe Douglas reagieren konnte, war ich hochgesprungen, hatte ihn gepackt und auf die Bordwand zugeschleudert.

»Weg!« brüllte ich. »Wir müssen weg!«

Zum Glück verstand er. Gemeinsam hechteten wir über die Reling und sprangen auf den Pier.

Im rechten Augenblick, denn aus dem grauen Himmel fiel etwas herab, für das man kaum Worte finden konnte.

Es war ein Schleier, ein Licht. Für einen winzigen Moment entdeckte

ich das gewaltige Füllhorn, und als es wieder verschwand und ich ein hohes Singen und Heulen vernahm, da war auch die Galeere nicht mehr zu sehen.

Aufgelöst — weg…

Wir standen auf dem leeren Pier, schauten auf die schaukelnden Wellen und hoben die Schultern.

»Habe ich das geträumt?« fragte Abe Douglas.

»Nein. So etwas träumt man nicht. Diesen Schrecken gibt es nur in der Wirklichkeit.«

Und real waren auch die Boote, die aus drei Richtungen kamen. Mit Höchstgeschwindigkeit rauschten sie herbei. Wir sahen die hellen Bugwellen, die sie wie Bärte vor sich herschoben.

»Was soll ich denn jetzt sagen?« fragte Abe und lachte laut auf.

»Die Wahrheit.«

»Die glauben sie nie.«

Die Boote hielten dort an, wo die Galeere gelegen hatte, und nicht nur die Beamten des Sonderkommandos sprangen von Bord, sondern auch zwei Festgenommene.

Logan Costello und Roberto Pasti!

Die beiden waren ziemlich schweigsam und zeterten nicht nach ihren Anwälten.

Ich lernte einen Mann namens Russell kennen, der natürlich eine Erklärung verlangte.

»Die kann ich Ihnen nicht geben, Sir!«

»Wo ist das Schiff, diese verdammte Galeere?«

Ich deutete in die Höhe. »Wahrscheinlich da oben, mein Lieber. Sie haben es doch selbst gesehen.«

Russell holte tief Luft. Allerdings wußte er nicht, was er sagen sollte, drehte ab und suchte sich zwei neue Opfer.

Die beiden Mafiosi!

»Damit wäre diese Sache wohl erledigt«, meinte Abe Douglas und wischte seine schweißfeuchte Stirn trocken.

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum, mein lieber Abe. Ich habe das Gefühl, als würde es erst jetzt richtig losgehen, denn alles andere war nur ein Vorspiel.«

Der G-man schluckte. »Wirklich?«

»Ja, mein Wort darauf!«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 009 »Ghouls in Manhattan«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 281 »Shimadas Mordaugen«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 214 »Die Leichenkutsche von London«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 248 »Gatanos Galgenhand«